

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Hermann Glaser

Von einigen meiner deutschen Augenblicke

Eine Deutschstunde aus Anlaß der Eröffnung des Hauses der Geschichte
der Bundesrepublik Deutschland in Bonn

Hermann Schäfer

Begegnungen mit unserer eigenen Geschichte

Zur Eröffnung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland
in Bonn am 14. Juni 1994

Karen Pfundt

Die Gründung des Museums für Deutsche Geschichte in der DDR

Heiner Treinen

Ist Geschichte in Museen lehrbar?

B 23/94
10. Juni 1994

Hermann Glaser, Dr. phil., geb. 1928; Honorarprofessor für Kulturvermittlung an der Technischen Universität Berlin; von 1956 bis 1990 Schul- und Kulturdezernent der Stadt Nürnberg. Mitglied des PEN; Vorsitzender des Deutschen Werkbundes.

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit J. Lehmann und A. Lubos) Wege der deutschen Literatur (2 Bände); Spieß-*I*deologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert; Spurensuche. Deutsche Familienprosa; Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (3 Bände); Behagen und Unbehagen in der Kulturpolitik; Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland; Industriekultur und Alltagsleben. Vom Biedermeier zur Postmoderne.

Hermann Schäfer, Prof. Dr. phil., geb. 1942; seit 1987 Direktor der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn; Privatdozent für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Freiburg; zuvor u. a. Abteilungsleiter am Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim.

Zahlreiche Veröffentlichungen zu Themen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie zu Museumsfragen.

Karen Pfundt, geb. 1968; Studium der Geschichte, Kommunikations- und Politikwissenschaft in Toulouse (Frankreich), München und Berlin; freie Journalistin in Berlin.

Heiner Treinen, Dr. oec. publ., geb. 1931; Inhaber des Lehrstuhls für Sozialwissenschaftliche Methodenlehre und Sozialstatistik an der Ruhr-Universität Bochum.

Veröffentlichungen u. a.: Ansätze zu einer Soziologie des Museumswesens, in: Günter Albrecht u. a. (Hrsg.), Soziologie, Opladen 1973; Was sucht der Besucher im Museum?, in: Gottfried Fliedl (Hrsg.), Museum als soziales Gedächtnis, Klagenfurt 1983; Zwei Aspekte des Museumswesens: Das Museum als Kulturträger und als Massenmedium, in: Klaus Schaller (Hrsg.), Universität, Wissenschaft, Gesellschaft, Sankt Augustin 1990.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn.

Redaktion: Dr. Klaus W. Wippermann (verantwortlich), Dr. Katharina Belwe, Dr. Ludwig Watzal, Hans G. Bauer.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 54290 Trier, Tel. 06 51/4 60 41 86, möglichst Telefax 06 51/4 60 41 53, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Hermann Glaser

Von einigen meiner deutschen Augenblicke

Eine Deutschstunde aus Anlaß der Eröffnung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn

„O du mein liebes Vaterland“ war eine Verszeile, die ich von meinem Vater wohl zum ersten Mal in den Sommertagen des Jahres 1944 zitiert hörte. Von den Luftangriffen waren wir aufs Land verschlagen worden; er kam für ein paar Tage Urlaub von der „Heimatfront“ zu uns – so hieß das damals, wenn man beim Luftschutz oder anderweitig kriegsverpflichtet war. Er las den Wehrmachtbericht aus der Zeitung vor: Die Invasion der Alliierten war geglückt – Durchbruch bei Avranches. Wir suchten den Ort auf der Landkarte und waren erstaunt, daß die alliierten Panzerspitzen bereits so tief im französischen Hinterland operierten. Wir saßen in der Gartenlaube; es war ein schöner, heißer Sommertag; Mittagsstunde; panische Stunde.

Kurze Zeit später flogen hoch am Himmel die Stahlgeschwader der amerikanischen Luftwaffe vorüber, um Städte in Thüringen und Sachsen zu bombardieren. „O du mein liebes Vaterland!“ sprach er inmitten des unheimlichen Idylls, und die Szene hat sich mir tief eingeprägt: Ironie und Wehmut eines Mannes, der im Wilhelminischen Kaiserreich geboren und aufgewachsen war, in der Weimarer Republik seine Hoffnungen enttäuscht fand und nun den Nationalsozialismus in innerer Emigration erlitt – ohne daß er sich je zu einer Aktion des Widerstandes hatte aufrufen können; wir waren froh, daß er es nicht tat, denn die Angst ging um; ein defätistischer Witz schon konnte zu einem Todesurteil führen!

Die Verszeile – vermutlich ein Konzentrat aus Gottfried Kellers Text der schweizer Nationalhymne („O mein Heimatland!/O mein Vaterland!/Wie so innig feurig lieb' ich dich!“) –, die subjektiv unverwandelte Verszeile erwies sich als eine lyrische Bilanz, bei der sich die Ahnung von der heraufziehenden Katastrophe mit der Hoffnung paarte, daß danach, nach der Sintflut, vielleicht doch ein Leben in Freiheit und Friede möglich sei. Die Stimmung war voller Lust am Untergang.

Seit den Tagen, da der totale Krieg mit der totalen Niederlage endete – das Dritte Reich bringt sich um, die Leiche heißt Deutschland (notierte Erich

Kästner in sein Tagebuch) –, habe ich in Deutschland selten gehört, daß der 8. Mai 1945 als das benannt wurde, was er objektiv war: ein Augenblick der Befreiung. Leidenschaftlich identifiziere ich mich mit Hartmut von Hentig, der in einem „Text zur eigenen Person“ feststellt: „Die Jahreszahl, die in den Geschichtsbüchern für Elend, letzte sinnlose Zerstörung, nationale Erniedrigung, persönliche Vergewaltigung steht oder für die Abstraktion ‚Ende des Naziregimes‘, des tausendjährigen Reiches – markiert eines der köstlichsten Jahre meines Lebens.“ Das kann man natürlich mißverstehen; als ob der Egoismus des „Ich-bin-noch-einmal-davongekommen“ das Mitleid mit den Scheiternenden betäubt habe; denn auch nach der bedingungslosen Kapitulation gab es weitere Opfer; aber nun hatte man wenigstens die Chance eines humanen Neubeginns. Deutsch konnte es wieder werden – so Thomas Mann aus dem amerikanischen Exil am 10. Mai 1945 an seine deutschen Rundfunkhörer (in einer Sendereihe der BBC) –, „der Macht Achtung, Bewunderung abzugewinnen, durch den menschlichen Beitrag, den freien Geist“.

Bundespräsident Richard von Weizsäcker ist zwar des öfteren nur deshalb so herausragend-bedeutsam in Erscheinung getreten, weil die vielen anderen Politiker und Politikerinnen das demokratisch-republikanisch Selbstverständliche nicht artikulierten; aber das verstärkt sogar noch das Gewicht seiner, inmitten eben leichtfertiger Politik formulierten, den Dreh- und Angelpunkt bundesrepublikanischer Identität ansprechenden Rede vom 8. Mai 1985 (anläßlich des 40. Jahrestages der Beendigung des Krieges in Europa): „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung ... Wir haben allen Grund, den 8. Mai 1945 als das Ende eines Irrweges deutscher Geschichte zu erkennen, das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg.“

Vor den Bombenangriffen evakuiert, in einer mainfränkischen Kleinstadt bei den Großeltern mit meiner Mutter lebend – dort auch konfrontiert mit dem, was ich später als „Spießler-Ideologie“ auf den Begriff zu bringen versuchte –, hörte ich einige Wochen nach Kriegsende Beethoven; ich

weiß nicht, war es nun die dritte oder fünfte oder eine andere Symphonie; meine Sozialisation ließ mich jedenfalls eindeutig eine Beethovensche Symphonie identifizieren. Ich versuchte, meine dadurch ausgelöste innere Bewegung der Verwandtschaft zu erklären, was mißlang. Doch ergriff mich die Sehnsucht nach einem anderen, eben nicht kleinbürgerlich-ländlichen Leben (auch wenn ich bis heute das Idyll schätze) so stark, daß ich, allein auf dem Fahrrad, bei den amerikanischen Kontrollposten mich jeweils als ein Junge vom nächsten Dorf ausweisend, nach Nürnberg zurückkehrte, wo mich mein Vater ängstlich erwartete. Für damalige Verhältnisse war dies eine abenteuerliche Reise. Damals, an einem wunderschönen Tag des Juni 1945, trat ich in die Pedale des klapprigen Rades mit dem Glücksgefühl des befreiten Lebens. Das „Erhabene“ lag in dem Bewußtsein, daß nun, da mit der totalen Niederlage die verhängnisvolle Herkunft beendet schien, eine verheißungsvolle Zukunft offenstand. Und da erst einige Monate vorher meine Kurzsichtigkeit entdeckt worden war und ich trotz Mangelwirtschaft noch eine Brille hatte bekommen können, sah ich, ab Bamberg auf dem Treidelweg des Kanals dahingleitend, die Welt klar, in bislang nur geahnter Perspektive, vor mir liegen. Als ich mich Nürnberg und seiner Altstadt näherte, fand ich keine Stadt mehr vor. Meine Fortwanderung endete in einer Wüste.

Doch einige Wochen später stand ich ab vier Uhr morgens an der Kasse des notdürftig reparierten Opernhauses an, um Karten für die *Iphigenie* zu bekommen (um zehn Uhr war Öffnung). Dritter Rang links. Es ist mir unvergeßlich, daß neben mir eine Frau weinte, als Iphigenie, übrigens noch ganz mit dem Pathos der so lange und oft genug fatal wirksamen affirmativen Kultur, auf Thoas' Frage, ob sie denn erwarte, daß er, der Barbar, die Stimme der Wahrheit und Menschlichkeit höre, antwortete: „Es hört sie jeder/geboren unter jedem Himmel/dem des Lebens Quelle durch den Busen rein/und ungehindert fließt ...“

Als die Welt endete, fing sie auch wieder an; trotz des totalen Zusammenbruchs empfand man dies so; Hoffnung und Erwartung überwogen. Den physisch darbenenden, mental depravierten und politisch orientierungslos gewordenen Menschen bot sich Kultur als „Überlebensmittel“ an, das begierig, meist auf dem Weg in eine neue Innerlichkeit, ergriffen wurde. Der dumpfe Provinzialismus, der das „Dritte Reich“ bestimmt hatte, konnte nun, nachdem die westlichen Alliierten die kulturellen Fenster für den Blick nach draußen wieder öffneten, langsam überwunden werden. Die Erbschaft der Zeit war schwer genug.

„Ein Volk in der Masse ohne bestimmte Form des Geschmacks, im ganzen unberührt von der moralischen und ästhetischen Verfeinerung benachbarter Kulturländer, philosophisch von konfuser idealistischer Begrifflichkeit, prosaistisch dumpf und unpointiert, ein Volk der Praxis mit dem – wie seine Entwicklung lehrt – alleinigen biologischen Ausweg zur Vergeistigung durch das Mittel der Romanisierung oder der Universalierung, läßt eine antisemitische Bewegung hoch, die ihm seine niedrigsten Ideale phraseologisch verzaubert, nämlich Kleinbausiedlungen, darin subventionierten, durch Steuergesetze vergünstigten Geschlechtsverkehr; in der Küche selbstgezogenes Rapsöl, selbstbebrüteten Eierkuchen, Eigengrauen; am Leibe Heimatkurkeln, Gauflanell und als Kunst und Innenleben funkisch gegrölte Sturbannlieder. Darin erkennt sich ein Volk. Ein Turnreck im Garten und auf den Höhen Johannisfeuer – das ist der Vollgermane. Ein Schützenplatz und der zinnerne Humpen voll Bock, das sei sein Element. Und nun blicken sie fragend die gebildeten Nationen an und erwarten mit einer kindlich anmutenden Naivität deren bewunderndes Erstaunen.“

Gottfried Benn, der auf diese Weise das vorausgegangene NS-Unkulturbewußtsein charakterisierte, wurde insofern zu einer der geistigen Schlüsselfiguren der Trümmerzeit, als seine Dichtung *Weltflucht und Weltsucht* in sich verschmolz. Auf der einen Seite sah er im Gehirn einen Irrweg, was dem weiterwirkenden Irrationalismus entsprach; auf der anderen wies er den Weg ins gelobte Land urbaner Freiheit und rationaler Welt-Anschauung. Der Lyriker, für Benn die wichtigste Spezies unter den Künstlern, könne gar nicht genug wissen, er könne gar nicht genug arbeiten; er müsse an allem nahe dran sein, er müsse sich orientieren, wo die Welt heute halte, welche Stunde an diesem Mittag über der Erde stehe.

Mit Benns Ambivalenz identifizierte sich ein Teil der jungen studentischen Generation, die nicht so recht wußte, ob sie aus der Not eine Tugend machen und „innerlich“ bleiben sollte, oder ob sie die Trutzburgen der Seele verlassen, die Mauern metaphorischen Hochmuts schleifen und sich in den Strudel großstädtischer Modernität stürzen sollte. Benn artikulierte die Widersprüchlichkeiten des die Trümmerzeit prägenden mentalen Struktur-musters:

- Absage an die Eitelkeit der Welt, wobei die Introspektion durchaus auch kokette Züge trug;
- Fernweh nach einem besseren Leben (das sich z.B. an den goldenen Jahren der Weimarer

Republik orientierte und die Verdampfung durch den nationalsozialistischen Provinzialismus beklagte);

- Unterwegssein in Richtung Zukunft, das die Hoffnung auf Ankunft bald rhapsodisch, bald ironisch, bald skeptisch, bald konkretistisch durchspielte.

„O du mein liebes Vaterland!“ Ich habe in meiner Jugendzeit dieses „liebe Vaterland“ gehaßt. Die nationalsozialistische Wirklichkeit hat mich traumatisch bestimmt: Wie mit Überheblichkeit die Stärkeren die Schwachen verfolgten und verhöhnten. Wie etwa in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 den Juden die Läden und Wohnungen zerstört und ihre Möbel auf die Straßen und Höfe heruntergeworfen wurden. Wie die Kinder schrien, die Frauen, und auch die Männer, weinten... Dieses böse Vaterland verdichtet sich für mich, auf der Suche nach der so gern verlorenen Zeit, in makabren Genrebildern; es sind Bilder von „zerbrochenen Häusern“, in denen bürgerliche Wohlanständigkeit nicht mehr wohnte; deren Fassaden aber weiterhin schmuck gehalten wurden. Drinnen wie draußen waltete das Sekundärtugendsystem; das Gute, Schöne und Wahre wurde seiner moralischen Wirksamkeit beraubt, bis nurmehr Hülsen blieben, in die man jedwede Barbarei stecken konnte.

Da waren etwa die Schulzes. Grundlage der Solidität war ein mehrstöckiges Haus aus der Gründerära, seit langem Familienbesitz. Der Großhandel für Molkereiprodukte war am Anfang nicht umfangreicher als ein Kleinhandel. Erst ein dreirädriger Hanomag, dann ein vierrädriger Elektrokarren mit hohem gelben Aufbau. Der Umsatz stieg. Der Hof war stets sauber gekehrt. Auf der Terrasse über dem Lager wurde jeden Montag die Wäsche aufgehängt. Und das Vorgärtchen und die Beete bei der Einfahrt waren stets geharkt und gesprengt, die leeren Eierkisten und Butterschachteln säuberlich rechts hinten aufgestapelt. Unterm Birnbaum wurde das Fallobst regelmäßig gelesen. Der Efeu um die Fenster war säuberlich geschnitten. Und der Sohn wuchs ins Geschäft hinein; und die Töchter bekamen solide Männer; später wurde eine geschieden. Der alte Schulze war bereits frühmorgens an der Arbeit. Milch zur Vesper und dicke gelbe Butter auf kernigem Schwarzbrot.

Und am Sonntag Familienausflug; später motorisiert. Wenn die Tür vom Lagerraum offenstand, roch es kühl-appetitlich nach Molkereiprodukten. Alles war so frisch wie die Menschen in den Heften der „Staatlichen Milchversorgung“, in denen über lange Monate hinweg die ganze Nibelungensage in

Bildern erzählt wurde. Siegfried und Kriemhild – das sah man – aßen sicher viel Butter und tranken Buttermilch; ranziger schaute Hagen drein. Es war gediegenes Glanzpapier, und hinten im Heft las man die Lobpreisung von offener und Flaschen-Frischmilch; später war es dann Magermilch, die leicht bläulich schimmerte, wenn sie aus den großen Bottichen mit der Kelle geschöpft wurde.

Eines Nachts schellte es nebenan ganz laut und lang; da unser Wohnzimmer genau dem Eingang vom Nachbarhaus gegenüberlag, machten wir das Licht aus und lauschten. Der SA-Kamerad Schulze sollte mit den Kameraden zum Großeinsatz – in einer Stunde, und alles sei geheim. Nach einer halben Stunde war er marschbereit; Schaftstiefel, Schulterriemen, Braunhemd mit Hakenkreuzbinde und auf dem weißen Haar die Mütze; Schnauzbart; er war so jovial. In dieser Nacht zerschlugen sie den Juden die Wohnungen und Läden. Am nächsten Morgen war das Braunhemd schon gewaschen und hing auf der Terrasse über dem Lager; ganz allein flatterte es im Morgenwind; die große Wäsche war gerade erst gewesen. Schulze in seinem weißen Kittel stapelte die Eierkisten säuberlich aufeinander, rechts hinten im Hof neben dem Birnbaum.

Die Biedermänner mit den blutigen Händen, die Schreibtischtäter mit den weißen Westen, die Mitläufer mit vorauseilendem Gehorsam, die Gleichgültigen mit dem Wegsehblick – sie machten den allergrößten Teil des Volkes im „lieben Vaterland“ aus. Hurtig vollzogen sie bei Kriegsende den „Kleiderwechsel“. Sie sind wesentlich verantwortlich für die „zweite Schuld“: die versäumte Trauerarbeit. Sie erzogen neue Generationen zu Opportunisten; zogen Anpasser auf, Aufpasser an. Trotz der Erschütterung, die etwa das *Tagebuch der Anne Frank*, die amerikanische Fernsehserie *Holocaust*, neuerdings Steven Spielbergs Film *Schindlers Liste* bewirkten (neben der zeitgeschichtlichen Aufklärungsarbeit der Verlage und Medien) – essentiell hat sich die Mehrheit der Deutschen mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen nicht auseinandergesetzt.

Nach einer neuen Umfrage des Emnid-Instituts ist jeder zweite Deutsche – im Westen sind es viel mehr Menschen als im Osten – der Meinung (obwohl fast zwei Drittel der Bundesbürger in Ost und West die Zahl der ermordeten Juden mit etwa sechs Millionen nicht bezweifeln), „daß wir heute nach der deutschen Wiedervereinigung nicht soviel über den Holocaust reden, sondern besser einen Schlußstrich unter die Vergangenheit ziehen sollten“. Die Studie läßt keinen Zweifel an der fort-

dauernden antisemitischen Grundstimmung in Deutschland zu; fast jeder Dritte zum Beispiel vertritt die Meinung, die Juden übten zuviel Einfluß auf das Weltgeschehen aus. 37 Prozent lehnen es ab, auch in Deutschland eine zentrale Gedenkstätte in Erinnerung an den Völkermord zu errichten; 28 Prozent können sich einen jüdischen Bundespräsidenten nicht vorstellen.

Im Sinne juristischer Sühne kann die Mehrheit der Deutschen voll „beruhigt“ sein. Die größten geschichtsbekanntesten Verbrechen, so hat es Jörg Friedrich (der sich auch sehr um die Aufarbeitung des Materials der 13 Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse bemüht hat) formuliert, wurden mit dem „größten Resozialisationswerk“ abgeschlossen. Die 1958 von den Justizministern der Länder eingerichtete „Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“ konnte zwar dank ihres hervorragenden und couragierten Leiters, des früheren Staatsanwalts Adalbert Rückerl, umfangreiche Ermittlungen durchführen; aber für eine Sühne war es oft zu spät. Vor allem fehlte der staatsmoralische Impetus, die notwendigen Gerichtsverfahren auch einzuleiten, um die furchtbare Schuld der vielen einzelnen (wie der Gesamtheit des deutschen Volkes) aufzudecken. Mit zunehmendem zeitlichen Abstand zum Dritten Reich wurde eine schlüssige Beweisführung schwerer. Bei „Schreibtischtätern“ war zudem das juristische Beurteilungsinstrumentarium inadäquat. (Man kann annehmen, daß 250 000 bis 300 000 Deutsche aktiv am Morden, sozusagen mit eigenen Händen, beteiligt waren.)

Armin Mohler hatte bereits 1962 die Schließung der zeitgeschichtlichen Archive gefordert – man müsse erst Zeit gewinnen; die war aber längst gewonnen. Den meisten Verbrechern kam man zwar auf die Spur, man belangte sie aber nicht.

Deutsches Doppelleben reüssierte angesichts einer an Erinnerungs- wie Trauerarbeit uninteressierten Öffentlichkeit und Politik. Jüngst wurde wieder einmal, am Beispiel des Juristen und bayerischen Kultusministers Theodor Maunz, deutlich, wie sehr die demokratisch-rechtsstaatliche Ordnung vom Ungeist der opportunistischen Heuchelei und Lüge zersetzt war und wohl noch ist. Schreibtischtäter blieben, man könnte seit Hans Globke Fall um Fall aufführen, in einem erschreckenden Maße ehrenwerte Mitglieder der Gesellschaft. Und nicht nur die Schreibtischtäter fanden weite Unterstützung. Man erinnere sich, welche Hilfe der Massenmörder Dr. Joseph Mengele fand, als er in Südamerika untertauchte; man denke überhaupt an die Fluchtaktionen vieler nationalsozialistischer

Verbrecher, die, auch mit Hilfe antisemitischer Kirchenvertreter (mit Rom als Vermittlungszentrale), gelangen.

Tempi passati? Keineswegs. Einer der wichtigsten brandstiftenden staatsrechtlichen Biedermänner, Carl Schmitt, erlebt zur Zeit eine Renaissance gerade bei einer Justiz, deren Unfähigkeit zur trauernden Reflexion der eigenen unheilvollen Vergangenheit erst kürzlich wieder der Frankfurter Kongreß in Erinnerung an den Auschwitz-Prozeß vor dreißig Jahren und an die damaligen (weitgehend erfolglosen) Bemühungen des hessischen Generalstaatsanwaltes Fritz Bauer um Klärung der Justizmorde im Dritten Reich dokumentierte.

Die Abschlusssätze des „Oratoriums in 11 Gesängen“ in *Die Ermittlung* von Peter Weiss, der sein Material dem Auschwitz-Prozeß entnahm, werden weiter intoniert werden; die „roten Teppiche“ für den staatsmännischen Empfang der Urheber politischer, z. B. ethnozentrischer, Untaten und Massenmorde liegen bereit – es muß nur alles „vorüber“ sein:

„Wir alle
das möchte ich nochmals betonen
haben nichts als unsere Schuldigkeit getan
selbst wenn es uns oft schwerfiel
und wenn wir daran verzweifeln wollten
Heute
da unsere Nation sich wieder
zu einer führenden Stellung
emporgearbeitet hat
sollten wir uns mit anderen Dingen befassen
als mit Vorwürfen
die längst als verjährt
angesehen werden müßten.“

Das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ – von den westlichen Alliierten initiiert, von einem Verfassungskonvent in Herrenchiemsee vorbereitet, vom Parlamentarischen Rat ausgearbeitet wie verabschiedet und am 23. Mai 1949 verkündet – war keineswegs „bewegt von der Hoffnung aller Deutschen“. Diese Formulierung, wie sie der Grundsatzausschuß im Parlamentarischen Rat für die Präambel des Verfassungswerkes vorgeschlagen hatte (bei der endgültigen Fassung verzichtete man dann darauf), spiegelt aber mit ihrem „edlen Pathos“ die Gesinnung der demokratischen Kräfte, die endlich Wirkungsmöglichkeiten bekamen. Vor allem die Grundrechte – im natürlichen Recht wurzelnde, vom positiven Recht nicht geschaffene, sondern diesem vorgegebene Menschenrechte – machten deutlich, daß hier ein Staat und eine Gesellschaft geschaffen werden sollten, die auf einem ethischen Fundament basierten.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Ob eines solchen Optativs müßte doch eigentlich jeder in Verfassungspatriotismus „erschauern“: tief ergriffen begreifen, daß es sich lohnt, in stetem Bemühen die Ideen des Rechtsstaates, des Sozialstaates, des Kulturstaates vom Kopf auf die Füße zu stellen.

Das sollte nicht – wenn nötig – von scharfer Kritik abhalten. Nachtgedanken schärfen die Sensibilität für die Tagesarbeit. Nähe über Distanz. Trotz allem – und da ist oft viel an berechtigter Verdrossenheit – ist meine Verbundenheit mit diesem Staat unerschüttert geblieben. Wie könnte man diese Verbundenheit auch aufgeben, wenn man sich der bössartigen Gegenwelt vor 1945 erinnert?

Meine Allergie gegenüber denjenigen ist stark, die diese Demokratie aus tiefgreifender Gleichgültigkeit oder ideologischer Voreingenommenheit heraus monoton attackieren – ohne jede Liebe, ohne jede Zuneigung zu dem, was sie doch auch trägt. Aber ich erschrecke auch, wenn ich bedenke, daß eben dieser Staat und seine Gesellschaft, vor allem seine Familien und Schulen, solche Kälte hervorgebracht haben und ständig weiter (re-)produzieren.

Dennoch bin ich optimistisch, wenn ich das moralische Klima, die geistige Situation von heute mit derjenigen vor fünfzig oder sechzig Jahren vergleiche, da man doch kaum einen aufgeklärten Kopf finden, ein integriertes Verhalten erleben, ein offenes Wort hören konnte; der Geist nicht dort, wo er wollte, sondern nur dort, wo er sollte, wehte. Es mag schon sein, daß die moralische Widerstandskraft nachläßt, wenn es einem gut oder zu gut geht. Aber diejenigen, die meist selbst in vollen Zügen den Wohlstand dieses Staates nutzen und ihn konstant diffamieren, gehen mir genauso auf die Nerven wie diejenigen, denen ihre abendländische Überheblichkeit aus allen Poren schwitzt. Ich hatte genug Möglichkeit, monströse Kulturheuchelei zu erleben; aber wenn man auf der anderen Seite zu viel Frustrationsaggressivität erfährt, gewinnt man selbst einem Satz wie „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ eine gewisse Sympathie ab. – Der „Jargon der Eigentlichkeit“ widerte mich stets an; inmitten des „Jargons der Dialektik“ tut manchmal freilich ein „einfaches“ gutdeutsches Wort recht wohl. Der Leerlauf des Historismus konnte mich bis zum Ekel reizen; doch der geschichtslose Dogmatismus, der dann den Westen charakterisierte, warf mich auf die Tradition zurück. Das warenästhetische „Frischwärts“ der Jugend flößt mir Widerwillen ein; das Altern der Avantgarde bereitet mir einen gewissen Genuß.

Im *Tagebuch einer Schnecke* von Günter Grass heißt es: „Nur wer den Stillstand im Fortschritt kennt und achtet, wer schon einmal, wer mehrmals aufgegeben hat, wer auf dem leeren Schneckenhaus gesessen und die Schattenseiten der Utopie bewohnt hat, kann Fortschritt ermessen.“

Doch auf den „Schattenseiten der Utopie“ zu wohnen, war nicht besonders attraktiv. Die protestierende, dadurch zunächst reüssierende linke Jeunesse dorée (links schreiben, rechts dinieren) kam auf dem propagierten langen Marsch durch die Institutionen nicht wirklich voran. Sieht man von der kleinen Gruppe derjenigen ab, die in den Terrorismus abtrieben, so war die Sogkraft des ursprünglich verhaßten Systems mit seinen Karriereanreizen, vor allem auch des warenästhetisch gestylten schöneren Lebens so groß, daß man sich über verschiedene Zwischenstationen rasch aus dem Engagement zurückzog und gerne wieder in das Establishment integrierte – in linken Boutiquen und Kneipen sich der verflissenen großen Revolution nostalgisch erinnernd.

Hatten in der Zeit der Studentenrevolte Kunst und Ästhetik nur eine geringe Rolle gespielt – die Zeit der „schönen Selbsttäuschungen“ habe ein Ende, meinte Hans Magnus Enzensberger 1967 –, so wurde in den siebziger und achtziger Jahren Kultur wieder zu einem wichtigen Element der Selbstfindung, was die Innerlichkeit der Trümmerzeit in anderer Form erneut erstehen ließ. Kommunikation und Sozialisation wurden gewissermaßen privatisiert. „Beziehungskisten“ und Orgasmusschwierigkeiten beschäftigten junge Menschen mehr als politische und gesellschaftliche Fragestellungen. „Wie auf einer endlosen Wendeltreppe jagen sie im Gebäude der eigenen und fremden Konflikte hinauf und hinunter. Sie sind in einer Hetze, die kaputtmacht. Sie sind Jäger und Gejagte in einem. Besonders aktiv werden sie, wenn ihnen jemand zu nahe kommt, emotional oder körperlich. Dann fangen sie nervös und ängstlich an, ihre Schwierigkeiten herunterzuleiern, als ob sie eine tibetische Gebetsmühle drehten.“ (Jörg Bopp) „Tunix“ wurde zur beliebten Parole. Man klammerte sich an den objektiven Faktor Subjektivität, wobei Narziß als neuer Sozialisationstyp entdeckt wurde.

Die Ambivalenz der dann folgenden, wieder extrovertierten Postmoderne hat Jürgen Habermas als „neue Unübersichtlichkeit“ charakterisiert. Das Potential des utopischen Denkens, das Gegenwart wie Zukunft auf humane Ziele hin zu strukturieren vermöge, sei zurückgegangen. Postmoderner Beliebighkeitskult durchwirbelt die Misere und kreiert bewußtloses Glück. Nach Georg Hensel würde

Luthers Verweigerung des Widerrufs heute – im Gefolge der inzwischen weltberühmten Parole des Philosophen Paul Feyerabend: „Anything goes“ – lauten: „Hier stehe ich, ich kann auch anders.“ Gedankliche Anstrengung ist degoutant. Geliebt wird wieder der Dandy, dessen mokanter Charme sich vor allem darin gründet, daß er an nichts glaubt, sich über nichts aufregt und nichts bewegen will. Zum Dandy paßt stets ein *Fin de siècle*. Nur die Topoi wechseln: im Rokoko der Park mit Rotunde, Ende des 19. Jahrhunderts das Boudoir, heute die Boutique. Das Gemeinsame: die Unterordnung der Wahrheit unter den Reiz. Plaisir. „Als Plaisir ist der Mensch Subjekt. Das heißt: So wenig wie das Faktum des Denkens kann das Faktum des Plaisir bestritten werden, ob es nun mit richtigen oder mit unrichtigen Vorstellungen, mit lauterer oder mit unlauteren Mitteln operiert. Plaisir ist Plaisir.“ (Niklas Luhmann) „Behübschung“ heißt die Parole. Und: „Nach uns die Sintflut!“ Diese aufzuhalten, hat man keinen besonderen „Bock“. Theorie ist „out“, Praxis ist „in“; erkenntnisleitendes Interesse – was soll's . . .

Die postmoderne Jugendkultur, so Bernd Guggenberger, ist geprägt durch die Absage an alles Visionäre und Utopische, an alles Ferne und Hehre, an Ordnung und Sinn, an Ziel und Zukunft, an Idyllen und Ideen. Man ist, weil man ißt; und man ißt, was schmeckt. Und wem der „Big Mac“ näher ist als die „Große Verweigerung“ (Herbert Marcuse), der scheut sich nicht, dies auszusprechen. „Wir sagen ja zur modernen Welt“, tönt die ‚Freiwillige Selbstkontrolle‘, ‚liebt, was Euch kaputtmacht‘ . . . Wenn man Plastik und Beton eh' nicht wegstreift (und Denver und Dallas und Mc Donalds und Mickymaus) – dann ist es am besten, man fährt darauf ab!“

Postmoderne Kunst: Die Konservativen sind richtig glücklich, daß nun überall draufloserzählt, -gemalt, -musiziert wird und „Botschaften“ nicht mehr gefragt sind. Die Taube bei Patrick Süskind ist keine Friedenstaube, die ein Manifest im Schnabel trägt; sie entspricht nur noch den narrativen Erwartungen: Sie ist eine Taube. Die Ästhetisierung der Kunst kompensiere als spezifisch moderne Ersatzverzauberung die moderne Entzauberung der Welt, meinte schon Max Weber. Dieser Trend erreicht offensichtlich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts seinen Höhepunkt.

Die Lust an der Verantwortungslosigkeit und die Absage an die Bemühung, den Menschen „weiterzubringen“ (durch geistige Herausforderung), macht postmoderne Kunst zu einem wichtigen Faktor kapitalistischer Vermarktungsstrategien.

Andy Warhols Losung: „All is pretty“ schließt ein, daß alles verkäuflich ist. „Die Kunst der Postmoderne in der Rolle des Handlangers bei der affirmativen Zurschaustellung dessen, was ohnehin so und nicht anders ist, Kunst als PR-Agentur des Bestehenden, zuständig für dessen Putz, Reklame, Zierat, Kosmetik.“ (Peter Niebaum) So ist es durchaus signifikant, daß landauf, landab, souffliert von geschickten Galeristen, die extensive Subventionierung bildender Kunst mit dem Argument gefordert wird, daß ihre Präsentation in Kunstsammlungen, Kunsthäusern, Kunstmuseen einen wichtigen Standortvorteil bei der Ansiedlung wirtschaftlicher Unternehmen verheiße. *High-Tech* umgibt sich mit *Soft Art*; eine Ökonomie, die in Richtung Zweidrittelgesellschaft zunehmend auf Sozialdarwinismus rekurriert, baut sich mit Hilfe postmoderner Kunst eine abschirmende Fassade, die Transparenz durch Blendwerk ersetzt.

Posthistorie impliziert das Gefühl bzw. die Überzeugung, daß von Geschichte eigentlich nichts mehr zu erwarten sei. In sich geschlossene Kreisläufe funktionieren weiter, Veränderungen aber erscheinen unwahrscheinlich, man richtet sich im Festgefühten, Gegebenen ein. Die „Wende“ mit folgender Vereinigung hat freilich die erstarrten Verhältnisse wieder (etwas) zum Tanzen gebracht.

Nach Homer hat Odysseus bei den Phäaken den Sänger Demodokos aufgefordert, die Geschichte von der Eroberung Trojas zu berichten. Als der seiner Bitte nachkommt und die Geschichte von der List des Odysseus, dem hölzernen Pferd, vorträgt, da beginnt Odysseus zu weinen. Im Lied des Demodokos – so Peter Bürger bei seiner Deutung der „Tränen des Odysseus“ – sei der Held der eigenen Vergangenheit als einer Welt, in die er nicht mehr einzugreifen vermag, begegnet. „Der Sänger nimmt ihm sein vergangenes Tun und sein Wissen davon . . . Die Erzählung, und nur sie, ist fortan der Ort der Wahrheit. Odysseus wird erzählt. Das Lied holt ihn ein, überholt ihn, und er bleibt zurück als einer, der sein eigenes Zurückbleiben beweint.“

Was Odysseus erlebt, ist der Lauf der Welt (er registriert dies freilich mit besonderer Empfindsamkeit): Das Subjekt, gealtert, wird hinsichtlich seiner Mitwirkungsmöglichkeit „enteignet“; es hat Glück, wenn sein Tun noch in der „Erzählung“ weiterlebt, und sei es nur für eine kurze Zeit – denn nicht nur (wie Friedrich Schiller geradezu optimistisch feststellt) das Gemeine geht, sondern sehr viele gute Taten fallen klanglos in den Orkus hinab.

Die gegenwärtige Situation der Bundesrepublik wirft aber viel gewichtigere Fragen auf, als es die persönliche „Enteignung“ jeweils bedeutet:

– Wird der demokratisch-freiheitliche Geist der Bundesrepublik erhalten und weiter tradiert werden, oder wird sich das Zündeln rechtsextremer Kräfte zum Flächenbrand ausweiten?

– Wird es gelingen, die Option der sozialen Marktwirtschaft im Sinne eines ethischen Utilitarismus (das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl anstrebend) wieder so zu konkretisieren – z. B. durch einen auf lange Zeit wirksamen Lastenausgleich –, daß das geeinte Deutschland aufgrund wirtschaftlicher Stabilität keinen Nährboden für die Feinde der Demokratie mehr liefert? Wird vor allem der Skandal der Arbeitslosigkeit beseitigt werden können, indem man z. B. weitgehend die zu deren Milderung notwendigen, bald 150 Milliarden DM für die Bezahlung von Arbeit verwendet – und zwar auf dem Human-Sektor, wodurch Sekundärprävention vermieden werden kann, d. h. mit Hilfe von Primärprävention die dafür benötigten Ressourcen einzubringen und damit auch kollektive Frustration wie Frustrationsaggressivität abzubauen wären.

– Wird die „Zivilgesellschaft“ in der Lage sein, die Korruption des politischen Lebens (mit einem hemmungslosen, der demokratischen Gesittung hohnsprechenden Amigo-Egoismus) so zu „verarbeiten“, daß eine innere Erneuerung der Parteien möglich und die für antizipatorische Vernunft so wichtige repräsentative Demokratie – bei Stärkung basisdemokratischer Elemente – nicht nur erhalten, sondern revitalisiert wird?

– Wird der bereits seit längerem sich vollziehende Generationenwechsel – die Ablösung derjenigen, die aus der bitteren Erfahrung des Dritten Reiches heraus das Fundament für eine rechtsstaatliche Demokratie legten und sie über Jahrzehnte gestalteten, die trotz vieler gegenläufiger Strömungen (welche für die „zweite Schuld“ verantwortlich sind) im Sinne des von Theodor W. Adorno formulierten neuen kategorischen Imperativs, daß Auschwitz sich nicht mehr ereignen dürfe, dachten und handelten –, wird dieser vom üblichen Generationenwechsel essentiell sich abhebende Ablösungsprozeß „aufhebenden“ Charakter haben: das Erreichte bewahren, es fort-, weiter- und höherentwickeln?

– Wird das durch „Westernization“ (auch „Americanization“) geprägte kulturelle und zivilisatorische Savoir-vivre bundesrepublikanischer Lebensart vom Provinzialismus mit seiner weiterwesenden

Spieß-Ideologie erdrückt oder unterminiert werden – zumal die Sehnsucht nach Regression aus unglücklichem Bewußtsein ins bewußtlose (Konsum-)Glück auch in der früheren Bundesrepublik hinter wechselnden Fassaden ausgeprägt vorhanden geblieben ist? Oder wird es gelingen, das deodorante, von postmoderner Beliebigkeit bestimmte „Frischwärts“ wieder zur geistigen Strömung werden zu lassen? Auf antizipatorische Vernunft käme es an und auf eine solche, die um Synthesis (die Begrenzungen der Subsysteme überwindend) sich bemüht. Das Entweder-Oder wäre in Richtung auf das „Und“ (Titel eines Aufsatzes von Wassily Kandinsky 1927) zu überwinden. Die Frage lautet (klassisch gesprochen): Wie kann Wahrheit mit Schönheit, Technik mit Kunst, Wirtschaft mit Politik usw. kombiniert werden? Welche Realitäten, Rationalitäten werden möglich, wenn die kommunikativen Codes aufeinander angewendet, miteinander verschmolzen werden und dabei ein Weder-Noch, ein Drittes, Neues entsteht, das wiederum Neues ermöglicht und auf Dauer stellt?

Wer in der Demokratie schläft, erwacht in der Diktatur. Es ist zu spät, wenn man die Notwendigkeit des eigenen, persönlichen Handelns erst dann begreift, wenn das Haus des Nachbarn brennt.

Wir haben in der Bundesrepublik freilich bereits den Zustand erreicht, daß wir die den demokratischen Staat in seinen Grundfesten erschütternden Brand- und Mordanschläge gegen Minderheiten nicht nur imaginierend befürchten, sondern real existierend erleben müssen. Wir haben nicht nur den Anfängen demokratischer Gefährdung, sondern einem bereits fortgeschrittenen Erosionsprozeß der Republik zu wehren. „Niemand möge glauben, daß die Grundvoraussetzungen der Demokratie – Gewaltenteilung, Pluralismus, Herrschaft des Rechts – für ihr Funktionieren genügen. Zwar sind diese Strukturen unerläßlich, aber sie reichen nicht aus. Es kommt auf das gesamtgesellschaftliche Klima an, auf die Gesinnung der Bürger und ihren staatsbürgerlichen Anstand. Institutionen und Gesetze allein tun es nicht. Entscheidend ist das Verhalten eines jeden einzelnen.“ (Marion Gräfin Dönhoff) Lyrisch formuliert: „Freundbruder aus Wolfsland wir wollen/ Unsere Blicke anzünden an etwas glauben.“ (Sarah Kirsch)

Auf den Odysseus-Mythos rekurrend: Die Tränen der nun zurücktretenden und in die Vergangenheit „versetzten“ verfassungspatriotischen Akteure der Bundesrepublik Deutschland werden

versiegen, wenn die neuen, jungen Subjekte des politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, insgesamt gesellschaftlichen Lebens die Zukunft aus der Herkunft dieses für die deutsche Geschichte einmaligen, humane Hoffnung beflügelnden Staatswesens weiterentwickeln. Das wäre als „schwierige Arbeit“ mit einem heiteren Pessimismus, einem engagierten Skeptizismus, einem (nicht von Odysseus, sondern von Sisyphos abgeschauten) zweifelnden Enthusiasmus zu leisten.

Der Rückblick auf einige meiner „deutschen Augenblicke“ ist für mich immer – nicht nur bei dieser Gelegenheit des persönlich-autobiographisch eingefärbten Nachdenkens über den Sinn

eines „Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ – von einem dichterischen Sonntagswort Hans Magnus Enzensbergers, das am Werktag zu beachten wäre, überwölbt:

„... ungeduldig
im namen der zufriedenen
verzweifeln

geduldig
im namen der verzweifelten
an der verzweiflung zweifeln

ungeduldig geduldig
im namen der unbelehrbaren
lehren.“

Begegnungen mit unserer eigenen Geschichte

Zur Eröffnung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland
in Bonn am 14. Juni 1994

1. Geschichte und Museen

Die Frage, ob Geschichte ausstellbar sei, ob sie in ihrer Vielschichtigkeit durch eine Ausstellung auch nur annähernd nachvollziehbar gemacht werden könne, wird immer wieder aufgeworfen. Napoleon soll der Ansicht gewesen sein, die Geschichte sei eine Fabel, auf die man sich geeinigt habe. Die Prozeßhaftigkeit der Geschichte, ihr Charakter als intellektuelles Konstrukt, auch die Annahme, historische Ausstellungen könnten zu einer Schau nicht nachvollziehbarer Tatsachen gerinnen, sprechen nicht unbedingt für das historische Museum als Medium der Vermittlung und des öffentlichen Diskurses. Diese skeptische Einstellung steht jedoch in deutlichem Gegensatz zum offensichtlichen Erfolg historischer Ausstellungen.

Als Leopold von Ranke 1853 die Sammlungsbestrebungen des Gründers des Germanischen Nationalmuseums, Freiherrn von Aufseß, abfällig kritisierte und feststellte, sie hätten wohl ihren Wert „für allerlei Merkwürdigkeiten und Kuriosa“, seien für „lebendiges Wissen“ jedoch „tödlich“, war der Grundstein für ein schwieriges Verhältnis gelegt, das über lange Zeit von der Geringschätzung des Museums seitens der universitären Geschichtswissenschaft geprägt war. Das historische Museum bezog seine Frageansätze und Beurteilungsmaßstäbe aus dem diskursiven Zusammenhang der akademischen historischen Forschung; aufgrund seiner Sammlungsaufgaben verfuhr es methodisch jedoch anders als die akademische Forschung und wurde daher von dieser gern lediglich als Reservoir zwei- und dreidimensionaler Belegstücke eines längst gesicherten Wissensstandes betrachtet. So verwundert es kaum, daß das Museum eher als „Musentempel“, weniger als „Lernort“ gesehen wurde.

Das Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaft und historischem Museum hat sich inzwischen spürbar verbessert – und zwar eindeutig zum

Vorteil des Museums. Daran haben die vor allem seit den siebziger Jahren gezeigten historischen Großausstellungen wesentlichen Anteil. Ihre Erfolge gaben zugleich dem historischen Museum selbst neue Impulse und führten zu einem regelrechten Geschichts- und Ausstellungsboom. Die Idee eines „Hauses der Geschichte“ hat von dieser Entwicklung wesentlich profitiert. Die Geschichtsvergessenheit wurde von Historikern ebenso wie von Politikern zunehmend als Gefahr für den Bestand des Pluralismus und der parlamentarischen Demokratie erkannt. „Wir sind in Gefahr, ein geschichtsloses Volk zu werden“, konstatierte Bundespräsident Walter Scheel in einer vehementen Rede vor dem Deutschen Historikertag 1976 in Mannheim. „Unsere Jugend wird den Sinn des freiheitlichen Staates nur verstehen, wenn sie die deutsche Geschichte kennt.“

II. Initiative

In diesem Sinne war es nur folgerichtig, wenn Bundeskanzler Helmut Kohl in seiner ersten Regierungserklärung vom 13. Oktober 1982 ankündigte: „Unsere Republik, die Bundesrepublik Deutschland, entstand im Schatten der Katastrophe. Wir wollen darauf hinwirken, daß möglichst bald in der Bundeshauptstadt Bonn eine Sammlung zur deutschen Geschichte seit 1945 entsteht, gewidmet der Geschichte unseres Staates und der geteilten Nation.“ Die Nation ist heute nicht mehr geteilt; der Staat besteht fort und entwickelt sich weiter. Das Haus der Geschichte begleitet als zeitgeschichtliches Museum nunmehr für ganz Deutschland diese historische Entwicklung. Zugleich macht es Ausstellungs- und Veranstaltungsangebote, die Anstöße geben für die Menschen in Ost und West, die sich mit Fragen und Problemen deutscher Zeitgeschichte auseinandersetzen wollen.

Das Haus der Geschichte wird darum auch Verständnis für Prinzipien und Funktionsmechanismen des demokratischen Staates wecken. Es will Informationen über die Grundzüge der deutschen Nachkriegsgeschichte vermitteln und zur eigenständigen Auseinandersetzung mit der Geschichte unseres Landes anregen. Dabei sollen unterschiedliche Informationsebenen eine adäquate Kommunikation ermöglichen; sie sollen dem eiligen Besucher ebenso gerecht werden wie jenem, der Zeit mitbringt, dem historisch Gebildeten ebenso wie dem weniger Kundigen, dem jungen wie dem älteren Besucher. Denn nur, „wer die unserem Staat zugrundeliegenden Wertvorstellungen, wer die Geschichte unserer Republik kennt, gewinnt einen Blick dafür, was unverzichtbare Voraussetzung der Freiheit ist“, wie Bundeskanzler Helmut Kohl am 16. Februar 1989 im Deutschen Bundestag anlässlich der Beratung des Stiftungsgesetzes formulierte.

III. Aufbau

Der konzeptionelle und organisatorische Aufbau des Hauses der Geschichte seit 1983 war eine gemeinsame Angelegenheit von Fachhistorikern, der Kulturverwaltung des Bundes, der politischen Kräfte und parlamentarischen Gremien. Das den Planungen zugrundeliegende Sachverständigen Gutachten der Professoren Lothar Gall, Klaus Hildebrandt, Horst Möller und des Museumsdirektors Ulrich Löber wurde über hundert öffentlichen Institutionen, Verbänden, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen und Persönlichkeiten zur Begutachtung vorgelegt, deren Vorschläge und Anregungen in die zweite Fassung einfließen. „Entscheidend für die demokratische Öffnung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland zu allen Schichten der Bevölkerung“, so die CDU/CSU-Bundestagsfraktion, „ist nicht nur die Offenheit und Pluralität, sondern ebenso die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Museumsdidaktik und -organisation“.

Auch die Länder wurden von Anfang an in die konzeptionellen Vorbereitungen einbezogen. In mehreren Gesprächen zwischen dem Bundeskanzler und den Ministerpräsidenten, aber auch zwischen Vertretern des Bundeskanzleramts und der Staatskanzleien wurden Fragen der Kulturhoheit und die besonderen Interessen der Länder an diesem Projekt erörtert und in die Arbeit am Haus der Geschichte einbezogen.

In der Phase der öffentlichen Diskussion der Konzeption des Hauses der Geschichte Mitte der achtziger Jahre, die zugleich in die Zeit des „Historikerstreits“ fiel, gab es – wie in einer pluralistischen Demokratie nicht anders zu erwarten – auch Kritik. F.D.P. und CDU/CSU signalisierten grundsätzliche Zustimmung bei Anregungen und Hinweisen im Detail. Grundsätzliche Kritik sowohl am Verfahren der Vorbereitung als auch am Inhalt des Konzepts übte vor allem die SPD-Bundestagsfraktion, die den Grad der öffentlichen Diskussion für nicht ausreichend hielt und aus diesem Grund im Mai 1984 eine öffentliche Anhörung mit rund 150 Wissenschaftlern, Politikern, Instituts- und Verbandsvertretern durchführte. Zwar wurden auf dieser Veranstaltung auch Zweifel laut, ob es überhaupt einen ausstellbaren Konsens über die Geschichte der Bundesrepublik gebe. Die Mehrzahl der Teilnehmer unterbreitete jedoch konstruktive Vorschläge, z. B. für den Umgang mit der Vorgeschichte der Bundesrepublik, mit „schwarzen“ und „weißen“ Traditionslinien der deutschen Zeitgeschichte. Nach eingehender Erörterung der inhaltlichen Schwerpunkte betonte z. B. Richard Löwenthal: „Ich glaube, wir brauchen es (das Haus der Geschichte; d. Verf.), und zwar weil wir in einer Phase sind, in der sehr viele Bürger der Bundesrepublik, insbesondere auch die Jüngeren, das Bedürfnis nach einem gesicherten Selbstbewusstsein haben und fühlen, daß zu einem sicheren Selbstbewusstsein ein begründetes Geschichtsbewusstsein gehört. Geschichtsbewusstsein ist ein Faktor, der in Deutschland seit der Katastrophe und aufgrund der Katastrophe in besonderem Maße unterentwickelt ist.“

Die parlamentarischen Diskussionen kamen – von Kleinen Anfragen im Bundestag sowie im Hessischen Landtag abgesehen – vor allem 1985/86 mit der erstmaligen Einbringung des Entwurfs eines Bundesgesetzes zur Gründung einer selbständigen Stiftung Haus der Geschichte in Gang. Nachdem das Bundeskabinett die Grundkonzeption des Hauses im Juli 1985 verabschiedet hatte, war im Geschäftsbereich des Bundesinnenministeriums inzwischen eine unselbständige Stiftung Haus der Geschichte gegründet worden.

IV. Unabhängigkeit

Als Kulturinstitute, die Teil öffentlicher Aufgaben sind, stehen Museen in jeweils spezifischen politischen Zusammenhängen. Wie jedes Heimat- oder

Stadtmuseum in ein kommunalpolitisches, jedes Landes- oder Regionalmuseum in ein landespolitisches Umfeld eingebunden ist, so sieht sich das Haus der Geschichte den besonderen Interessen der Politik des Bundes und der Länder gegenüber.

Das Haus der Geschichte ist eine selbständige Stiftung öffentlichen Rechts. Die politische Zusammensetzung des Kuratoriums der Stiftung aus Vertretern des Bundestages, der Bundesregierung und der Länder, der wissenschaftliche Sachverstand und die Unabhängigkeit der Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirats sowie nicht zuletzt der Pluralismus der im Arbeitskreis vertretenen gesellschaftlichen Gruppen schützen das Haus der Geschichte vor der Gefahr einseitiger politischer Einflußnahme. Bestrebungen dieser Art hat es in der Tat bislang von keiner Seite gegeben. Es erweist sich daher als ausgesprochen positiv, daß das Haus der Geschichte in der öffentlichen Diskussion und unter Kontrolle der politischen und wissenschaftlichen Gremien steht. Je größer das öffentliche Interesse an den Ausstellungen und Veranstaltungen des Hauses der Geschichte ist, desto eher ist die Unabhängigkeit dieses Museums gewahrt. Befürchtungen und Unterstellungen in der frühen Aufbauphase, das Haus der Geschichte werde gewissermaßen ein „regierungsamtliches“ Geschichtsbild verbreiten, werden heute nicht mehr wiederholt.

Das Haus der Geschichte muß den Lauf der Geschichte korrekt und so objektiv wie möglich herausarbeiten. Es muß nach den Maßstäben wissenschaftlicher Seriosität informieren. Es muß zu Fragen anregen und Antworten anbieten. Es muß die Aufklärung zu leisten versuchen, die für ein fundiertes Wissen und für ein kritisch-selbständiges Verstehen erforderlich ist. Dies wäre allerdings nicht zu erreichen, wenn gewissermaßen die Summe der Interessen der verschiedensten Gruppen und Richtungen unserer Gesellschaft in eine für jeden leicht bekömmliche Bilderwand umgesetzt würde – schön bunt, ohne Kanten, sozusagen „stromlinienförmig“.

V. Konzeptionelle Grundlinien

Das im November 1983 der Öffentlichkeit vorgestellte Sachverständigengutachten sah die Aufgabe des Hauses der Geschichte darin, das „historische Selbstverständnis einerseits zu festigen, es andererseits in dem Rahmen der nationalen und internationalen Bezüge und Bindungen zu verankern,

in denen die Bundesrepublik steht und von denen ihr politisches Leben aufs stärkste bestimmt wird.“ Zugleich muß sichergestellt sein, daß nicht nur die Politikgeschichte, sondern auch die Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte sowie Aspekte der Alltags-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte der Nachkriegszeit zur Geltung kommen: Keine Präsentation erfolgreichen Regierungshandelns, sondern eine umfassende Darstellung aller Lebensbereiche, die zugleich unterschiedlichen Interpretationen einzelner Vorgänge und Prozesse breiten Raum gewährt und unterschiedliche Auffassungen zu Wort kommen läßt.

Den „roten Faden“ des Ausstellungsrundgangs bildet die Chronologie. Sie bewahrt den Besucher davor, in der Fülle des Dargestellten und der unterschiedlichen Zusammenhänge unterzugehen, und erlaubt ihm, einzelne Zeitabschnitte aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Das Nebeneinander und die Wechselbeziehungen der verschiedenen Elemente ermöglichen es dem Besucher, seinen persönlichen Interessen zu folgen. Er soll für seine Informationswünsche vielfältige Angebote erhalten.

Eine der großen inhaltlichen wie museumsdidaktischen Herausforderungen an das Projekt sieht schon das Gutachten in der notwendigen Verknüpfung von politik- und strukturgeschichtlichen Elementen der deutschen Nachkriegsgeschichte. Alltägliche Lebensformen und Lebensbedingungen „präsent und anschaulich zu machen und den Besucher nicht nur mit vergangener Politik, sondern stets zugleich mit vergangener Lebenswelt zu konfrontieren“ sind seither wesentliche Forderungen an dieses Museum für Zeitgeschichte.

Und in der Tat wurde bei der Ausformulierung des Konzeptes für die Dauerausstellung bis hin zu den Belegungsplänen und der Gestaltung der Einbauten größter Wert darauf gelegt, daß diese strukturgeschichtliche Darstellung realisiert wird. Dieses Konzept basiert auf einer thematisch-chronologischen Abfolge von Ausstellungsinselformen, -wegen und -räumen, die – jeweils gestalterisch, visuell und inhaltlich aufeinander bezogen – Zusammenhänge aufgreifen und in west-, ost- oder gesamtdeutscher Perspektive erläutern. Je nach Sichtweise, nach ihren Interessen und Neigungen, werden die Besucher diese „Inselformen“, Wege und Räume während eines Rundganges ansteuern. Es ist jedoch auch möglich, daß die Besucher in ihrem Rundgang die Abfolge ihrer Ausstellungseindrücke gezielt nach thematischen, chronologischen oder deutsch-deutschen Gesichtspunkten auswählen.

VI. Gesamtdeutscher Ansatz.

Mit der Wiederherstellung der deutschen Einheit veränderte sich die Perspektive, aus der die vierzigjährige Geschichte der Bundesrepublik betrachtet wurde. Die Teilung war bis dahin eine zwar aufgezwungene, aber für das politisch-historische Selbstverständnis in West und Ost bestimmende Tatsache gewesen. Mit ihrer Aufhebung ging ein Bezugspunkt verloren, der Politik und Alltag bisher wesentlich mitbestimmt hatte – ein neuer Zeitabschnitt war angebrochen. Es gab Stimmen, die forderten, das Haus der Geschichte solle sich auf die Darstellung des abgeschlossenen Zeitraumes von 40 Jahren bundesrepublikanischer Geschichte beschränken. Nicht nur in den Gremien der Stiftung, auch in der politischen Öffentlichkeit fand sich jedoch kein Konsens für ein Museum, das die Geschichte der DDR als wesentlichen Bestandteil der deutschen Nachkriegsgeschichte ausblendet: „Denn gerade im Hinblick auf die aktuellen Entwicklungen“, so der Bremer CDU-Bundestagsabgeordnete Bernd Neumann in der Debatte zur abschließenden Lesung des Stiftungsgesetzes im Februar 1990, „erhält dieses Haus der Geschichte eine besondere Dimension. Wer wird sich in einigen Jahren möglicherweise noch an die Zeit vor dem 9. November 1989 erinnern?“

Das Ende der deutschen Teilung brachte für das Haus der Geschichte weniger einen grundsätzlichen konzeptionellen Wandel als vielmehr eine Konzeptionserweiterung und -akzentuierung. Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit, die von Museen und Projektgruppen in den neuen Ländern signalisiert wurde, eröffnete jene Möglichkeiten zur Kooperation bei Sammlungen und Ausstellungen, die bis dahin unterbunden waren. Die Praxis der Museumsarbeit hat inzwischen bewiesen, daß die Entscheidung zugunsten einer integrierten Darstellung der deutschen Nachkriegsgeschichte in West- und Ostdeutschland richtig ist. Die Konzeption der Dauerausstellung wurde fortentwickelt im Hinblick auf eine breitere Berücksichtigung der DDR-Geschichte, so daß etwa 40 Prozent der Ausstellungsfläche gesamtdeutschen beziehungsweise DDR-Themen gewidmet sind.

Eine zeitgeschichtliche Ausstellung bedarf generell einer regelmäßigen Überarbeitung, welche die neuesten Forschungsergebnisse umsetzt und die historische Perspektive der fortschreitenden Zeit anpaßt. Das Haus der Geschichte erhebt nicht den Anspruch, schon jetzt mit einer langfristig gültigen

musealen Sichtweise besonders der DDR-Geschichte aufwarten zu können. Zu unsicher sind manche Kenntnisse über weite Bereiche der staatlichen und gesellschaftlichen Geschichte vor allem der DDR. Die Zeitgeschichtsforschung, an deren Erträgen sich ein Museum für Zeitgeschichte orientieren muß, kommt zu vielen Themen – auf neuer, verbesserter Quellengrundlage – gerade erst in Gang. Andererseits sind die Erwartungen der Menschen in den neuen Bundesländern sowohl aus lebensweltlicher als auch aus politischer Perspektive groß. Die Bürger der ehemaligen DDR formulieren zu Recht den Anspruch, sich im Haus der Geschichte gewissermaßen „wiederzufinden“. Zugleich kann und darf aber die Entwicklung in Ost und West nicht wertgleich nebeneinander gestellt werden, wie es hier und da gefordert wird – eine Gratwanderung, die intensiv mit Wissenschaftlern und Politikern auch aus den neuen Ländern besprochen wird. Auch in dieser Frage steht das Haus der Geschichte in einem offenen Dialog.

Seine Kompetenz in Ausstellungsfragen im deutsch-deutschen Zusammenhang hat das Haus der Geschichte 1990 mit der Ausstellung „TschüS-SED – 4. 11. 89“ unter Beweis gestellt, einer ersten Gemeinschaftsausstellung von Partnern aus West- und Ostdeutschland. Transparente, Plakate, Schilder und Dokumente – von den Initiatoren der größten Demonstration während der Wende der DDR auf dem Berliner Alexanderplatz am 4. November 1989 eingesammelt – wurden zunächst im Berliner Zeughaus und später in Bonn ausgestellt; zugleich gab das Haus der Geschichte ein Magazin zu dieser Ausstellung heraus, das eine vollständige Dokumentation der Veranstaltung enthält. Die Ausstellung war ein Experiment und brachte die Exponate sozusagen von der Straße ins Museum.

Die Reaktionen der Besucher zeigten, daß auch hochaktuelle Themen im Museum für Zeitgeschichte akzeptiert, ja geradezu erwartet werden. In gewisser Weise war dieses Projekt auch Teil eines „deutsch-deutschen Lernprozesses“ mit vielen bislang unbekanntenen Möglichkeiten, die historische Sichtweise des jeweils anderen kennen und akzeptieren zu lernen: Wichtige Erkenntnisse und Voraussetzungen für künftige Kooperationen.

Diese Ausstellung war auch Anlaß für eine parlamentarische Anfrage der CSU, die von der Bundesregierung wissen wollte, warum gerade dieser Demonstration eine Ausstellung gewidmet werde, nicht aber den Montagsdemonstrationen in Leipzig. Schließlich hätten in Berlin Schriftsteller und Künstler – Privilegierte des Systems – für eine Reform der DDR demonstriert. In ihrer Antwort

machte die Bundesregierung deutlich, daß in diesem Falle die Überlieferung des Ausstellungsmaterials, d. h. der Exponate, ausschlaggebend für die Präsentation gewesen war sowie zugleich die Bemühungen um eine differenzierte Sichtweise der politischen Zusammenhänge.

VII. Werkstattausstellungen und Veranstaltungsprogramm

Die große Aufmerksamkeit, mit der das Haus der Geschichte von Anfang an in der Öffentlichkeit, der Fachwelt und in der Politik beobachtet wurde, wird sich auch künftig auf die Ausstellungs- und Veranstaltungstätigkeit des Hauses richten. In mehreren Werkstattausstellungen wurden seit 1988 Teile der zunehmend wachsenden, umfangreichen Sammlungen an verschiedenen Orten in Bonn präsentiert. Sie waren einerseits „Proben“ und eine gewisse Vorschau auf die Dauerausstellung des Museums; die Besucher erhielten einen ersten Eindruck über die Arbeit des Hauses der Geschichte. Gleichzeitig war es für den Aufbaustab eine Zeit des Experimentierens, in der bei Diskussionen mit Historikern, Museumsfachleuten und Besuchern – bis hin zu umfangreichen Evaluationsprojekten – wertvolle Erfahrungen gesammelt wurden, die in die Arbeit an der Dauerausstellung einfließen.

Not, Erfindungsgabe und Überlebenswille der Menschen in der Nachkriegszeit wurden in der ersten Ausstellung „Notbehelfe – Alltagsbewältigung in der Nachkriegszeit“ erfahrbar gemacht, die im Frühjahr 1988 gezeigt wurde. Objekte wie ein von einem Kriegsgefangenen geschnitztes Würfelspiel aus Rattenknochen oder aus militärischen Ausrüstungen hergestellte Haushaltsgeräte waren für jüngere Ausstellungsbesucher eine Begegnung mit einer für sie völlig fremden Welt und boten den älteren Anlaß zur Erinnerung an jene Jahre des notdürftigen Überlebens, aber auch der Hoffnung. Die Ausstellung „Medien vor 40 Jahren“ beleuchtete im Herbst 1988 den Neubeginn von Rundfunk und Presse, die Etablierung demokratischer Meinungsvielfalt und der Freiheit des Wortes mit Nachrichten, Zeitungen und Rundfunkbeiträgen von vorgestern. Materielle Not, mangelhafte technische Ausrüstung und die Medienpolitik der Alliierten Besatzungsmächte bildeten einen der Schwerpunkte. Eine Woche vor dem ersten Spatenstich im September 1989 zeigte die Ausstellung „Sammlerfreude“ einen Querschnitt durch die

mittlerweile beträchtlich gewachsenen Sammlungen des Museums im Aufbau.

An den staatlichen Neubeginn erinnerte im Herbst 1989 die Ausstellung „1949 – Gründungsjahr der Bundesrepublik Deutschland“. Entsprechend dem thematischen Konzept der künftigen Dauerausstellung wurden nicht nur die politischen Probleme und Weichenstellungen, sondern auch Alltag und kultureller Neuanfang gezeigt. Ergänzend zur Ausstellung präsentierte das Haus der Geschichte ein umfangreiches Begleitprogramm, das auch Pilotfunktion für den Veranstaltungskalender des Hauses nach der Eröffnung hatte: beispielsweise eine Filmretrospektive sowie ein Programm der Kabarettgruppe „Duo Vital“ unter dem Titel „Trümmer, Träume und Rosinen“.

An die schwierigen Bedingungen am Ende des Krieges erinnerte die Ausstellung „Kindheit in der Nachkriegszeit“, die im Juni 1991 gezeigt wurde. Besonders lebendig wurde diese Präsentation durch die Mitwirkung von Mitgliedern des Kinder- und Jugendensembles beim Düsseldorfer Schauspielhaus, die mit darstellerischen Mitteln an die Situation der Kinder in diesen Jahren erinnerten. Ein für diese Ausstellung vom Haus der Geschichte produziertes Puzzle unterstreicht die Absicht, Zeitgeschichte zielgruppenspezifisch zu präsentieren und angemessen aufzubereiten. Darüber hinaus ist es ein weiterer Baustein auf dem Weg zu Konzept und Angebot des Museumsshops.

Da nicht nur Ausstellungen, sondern auch Sonderveranstaltungen zum künftigen Programmangebot zählen, hat das Haus der Geschichte auch auf diesem Sektor bereits praktische Erfahrungen sammeln wollen. Im April 1992 veranstaltete das Museum auf dem Petersberg bei Bonn aus Anlaß des 25. Todestages von Konrad Adenauer ein internationales Symposium mit den Wissenschaftlern Jacques Bariety, Arnulf Baring, Gordon Craig, John Lukacz und Hans-Peter Schwarz sowie den Zeitzeugen Elisabeth Noelle-Neumann, Maurice Couve de Murville, Wilhelm G. Grewe, Erich Mende und Sir Frank Roberts. Der Tagungsband mit dem Titel „Nach-Denken über Konrad Adenauer und seine Politik“ erschien im Frühjahr 1993. Das Haus der Geschichte bietet sich als Kooperationspartner an für vergleichbare Veranstaltungen aus besonderen Anlässen, z. B. zum 100. Geburtstag Kurt Schumachers 1995.

Mit der Eröffnung des Hauses der Geschichte wird ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm konzipiert und vorbereitet, das die Ausstellungen ergänzt, neue Akzente setzt, aktuelle Fragen und Probleme erörtert. Zu nennen sind beispielsweise

der internationale Museumskongreß ICOM/AVI-COM zum Thema „Fotografie und Museum“ im September dieses Jahres und ein Symposium in Kooperation mit der Konrad-Adenauer-Stiftung zum Gedenken an den 20. Juli 1944. Außerdem unterstützt das Haus der Geschichte eine Ausstellung zur friedlichen Revolution im Herbst 1989, die – von einer Projektgruppe von Bürgerrechtlern, Wissenschaftlern und Künstlern aus Leipzig organisiert – dort von September bis November 1994 im Zentrum der Stadt zu sehen sein wird.

Die erste Wechsellausstellung unter dem Titel „Deutschlandbilder – Das vereinigte Deutschland im Spiegel der Karikatur des Auslands“ erweitert die Perspektive der Dauerausstellung und zeigt das vereinigte Deutschland seit 1989 im Spiegel ausländischer Karikaturen. Innerhalb weniger Monate wurden mit Hilfe vieler Partner-Agenturen, Auslandsvertretungen, Museen, Karikaturisten – und vor allem durch intensive Auswertung ausländischer Zeitungen und Zeitschriften – weltweit annähernd 1000 Karikaturen aus 65 Ländern zusammengetragen. Aus dieser großen Sammlung wurden 250 Karikaturen für die Ausstellung ausgewählt, von denen viele auch im Ausstellungskatalog abgebildet sein werden. Eine ergänzende Filmreihe ist vorgesehen.

VIII. Architektur

Das Haus der Geschichte versteht sich als Forum für die pluralistische und demokratische Freizügigkeit von Staat und Gesellschaft. Es ist darum kein abgeschiedener Musentempel für eine elitäre Minderheit, sondern ein Ort historisch-demokratischer Reflexion und Bestandteil unserer öffentlichen politischen Kultur. Diese Zielsetzung hat die Architekten Ingeborg und Hartmut Rüdiger aus Braunschweig bewogen, ein helles, transparentes und durchlässiges Gebäude zu schaffen (s. Abbildungen S. 19–21).

Vielfalt und Lebendigkeit des Angebotes sollen sich leicht erschließen und die Besucher nicht überfordern. Die Architektur spielt hierbei eine bedeutende Rolle. Museen, die dem Anspruch der Besucherorientierung gerecht werden wollen, müssen durchlässig sein, sowohl hinsichtlich ihrer Einbindung in das äußere städtebauliche Umfeld als auch hinsichtlich ihrer inneren Transparenz. Das Gebäude muß einladend wirken, der Besucher soll keine Hemmschwelle überwinden müssen: Er soll sich vielmehr schon durch die Archi-

tektur eingeladen fühlen, ein Museum muß eine seinem Inhalt angemessene Atmosphäre vermitteln.

Die Erwartung einer Harmonie, eines sich ergänzenden Miteinanders von Inhalt und äußerer Form, richtet sich allgemein an jede Architektur. Doch richtet die Öffentlichkeit an die Museumsarchitektur besondere Erwartungen, stellt höchste Anforderungen. Museen – ob kunst- oder kulturhistorische, ob Alt- oder Neubauten, sei es, daß sie in eigens für sie errichteten oder in umgebauten Häusern untergebracht sind –, sie treten immer als Gesamtkonzept an die Öffentlichkeit. Die Architektur des Gebäudes, das Konzept der Ausstellungspräsentation, der Charakter der Veranstaltungen und selbstverständlich die Sammlungen müssen als wesentliche Faktoren zusammenspielen. Harmonisieren sie, so erscheint das Museum in sich stimmig, konkurrieren sie, finden sie nicht zusammen, so entsteht Disharmonie. Im Idealfall bietet die Architektur des Gebäudes den passenden Rahmen für die an der inhaltlichen Konzeption orientierte Ausstellungsgestaltung. Ziel ist nicht die von manchen Ausstellungsgestaltern gewünschte „black box“, d. h. der architektonisch neutrale Raum, in dem frei von äußeren Vorgaben gestaltet werden kann. Vielmehr sollte Museumsarchitektur ein Gleichgewicht herstellen zwischen ihrem ästhetischen Eigengewicht und den thematischen Gestaltungsmöglichkeiten. Nichts ist für ein Museum schädlicher, als in der Gestaltung seiner Ausstellungen mit einer allzu dominanten Architektur konkurrieren zu müssen, nichts ist demgegenüber für Besucher irritierender als eine ambitionierte Ausstellung in einer unangemessenen räumlichen Umgebung.

Die Frage des rechten Verhältnisses von Museumsinhalt und Museumshülle ist keineswegs neu und doch immer wieder aktuell. Jede Eröffnung verleiht dieser Frage neue Aktualität. Als 1985 der Architektenwettbewerb für das Haus der Geschichte ausgeschrieben wurde, gab es zwar noch keine Sammlungen, wohl aber ein klares inhaltliches Konzept, dessen architektonische Umsetzung zum wichtigsten Kriterium für die Entscheidung des Preisgerichts wurde. „Das Erscheinungsbild des Gebäudes“, so urteilte es damals, „entspricht der Aufgabe, die Geschichte unseres Landes auszustellen.“

Das arkadenähnlich in den öffentlichen Verkehrsbereich hineinragende Foyer lädt zum geplanten Besuch ebenso ein wie zum beiläufigen Eintreten. Die offene, von der Adenauerallee her einsehbare Glasfassade macht aus dem Geschehen im Mu-

seum kein Geheimnis, macht es vielmehr zum Teil des öffentlichen Raumes. Das Programm der großen Video-Panoramawand, die Besucherwege über die Rampen in der äußeren Fassade, das Leben im Foyer, Wechsel- und Dauerausstellung: all dies findet im Innern statt und doch zugleich in der Öffentlichkeit.

Durch einen eigenen U-Bahn-Eingang, der ohne Umwege über zwei Rolltreppen in das Foyer führt, ist das Haus der Geschichte optimal an das Verkehrsnetz angebunden; vom Bonner Hauptbahnhof ist es in fünf Minuten zu erreichen. Mit der Bahn erschließt sich in sechzig Minuten Fahrzeit ein Ballungsraum, in dem 16 bis 18 Millionen Menschen leben. Schneller, bequemer und umweltträglicher geht es nicht: Mit der U-Bahn in die Zeitgeschichte.

Die klare Gliederung des Gebäudes erleichtert dem Besucher nach dem Eintreten schon von der Mitte des Foyers aus die Orientierung: geradeaus zur Information, zur Garderobe und in die Dauerausstellung, nach rechts in die Wechselausstellung, nach links zum Museumsshop und in den Saal oder nach oben zum Informationszentrum, in das Museumscafé oder zum Seminarraum, nach unten zum römischen Bodendenkmal – Überrest einer 2000 Jahre alten Besiedlung, Ergebnis der archäologischen Grabungen auf dem Bauplatz.

Die Dauerausstellung ist architektonisch durch großzügige, vielfältige, räumlich interessante und gut gegliederte Ausstellungsräume gekennzeichnet. Durch Ausnutzung der Topographie des Baugeländes befinden sie sich auf vier verschiedenen Niveaus und haben unterschiedliche Raumhöhen. Die Ausstellungen nutzen diese Zuordnungen: Epochen der deutschen Nachkriegsgeschichte werden nicht voneinander abgegrenzt, sondern einander zugeordnet, Durchblicke werden möglich, Öffnungen für die Ausstellung genutzt, manchmal zusätzlich geschaffen. Einzelne Zeitabschnitte sind rückblickend noch einmal zu überschauen, gelegentlich auch vorausschauend in den Blick zu nehmen. Die Offenheit der architektonischen Konzeption in den Räumen der Dauerausstellung – kaum Rückwände nach klassischem Museumsmuster – zwingt zu einer hier erwünschten besucherorientierten Ausstellungsgestaltung: Großeinbauten und Inszenierungen vermitteln dem Besucher Themen und Ausstellungsinhalte. Darüber hinaus bieten sie die Möglichkeit, Exponate als Ensembles wie auch als Einzelstücke „in Szene zu setzen“. So entstehen vielfältige visuelle Beziehungen, vergleichbar den historisch-gedanklichen Assoziationen im Gedächtnis.

Die charakteristischen Glasdächer, die das Gebäude überspannen, vermitteln dem Besucher das Gefühl, sich gewissermaßen im öffentlichen Raum zu bewegen, sie steigern den Raumeindruck, wie das Preisgericht schon 1986 mit Blick auf diesen Wettbewerbsentwurf lobend hervorhob. Die Schaffung einer Tageslichtdecke mit direkter Beleuchtung ist ebenso kühn wie faszinierend. Das Haus der Geschichte ist ein Tageslichtmuseum, auch dies entspricht dem erlebnisorientierten Charakter des Gesamtkonzeptes. Nach allen Kriterien der Wahrnehmungspsychologie unterstützt die Lichtführung den Rundgang, den Ausstellungsbesuchern soll schauen, lesen und betrachten leichtfallen. Zudem wird der Besucher nicht von der Außenwelt abgeschottet, die Architektur bezieht vielmehr die Umgebung des Hauses in die Ausstellung ein. Alle am Bau Beteiligten, vom Bundesbauministerium über die Bauverwaltung bis zu den Ausstellungsgestaltern – vor allem die Stiftung selbst – haben von Anfang an größten Wert darauf gelegt, daß die technische Ausführung des Glasdachs konservatorischen Anforderungen genügt. Die konzeptionellen Untersuchungen und alle Messungen vor Ort stellen nach Aussagen der Fachleute sicher, daß die natürliche und die künstliche Lichtsituation unter musealen Gesichtspunkten unbedenklich sind.

Für ein vielfältiges und abwechslungsreiches Angebot bietet das neue Museumsgebäude zahlreiche Möglichkeiten: In dem mit modernster Technik ausgestatteten Saal mit 300 Plätzen sind unterschiedliche Veranstaltungen – vom Vortrag mit Diskussion, vom wissenschaftlichen Symposium über Film- und Musikpräsentationen bis hin zur Kleinkunst – möglich. Gruppendiskussionen, Unterricht im Museum, Fortbildungsveranstaltungen und museumspädagogische Aktivitäten finden im Konferenz- und Seminarraum statt. Der Multivisionsraum, nahe bei den Eingängen und leicht erreichbar vom Foyer, zeigt mit der Präsentation „Ein Tag in Deutschland“ markante Bilder aus Gegenwart und Vergangenheit in einer bislang noch nirgendwo gesehenen Zusammenstellung – Spuren der Geschichte, eingewoben in den Ablauf eines Tages der Gegenwart. Die Panoramawand – von den Architekten verstanden als Zitat der historischen Panoramamalerei mit den Mitteln modernster Medientechnologie – am Ende des Besucherrundganges durch die Dauerausstellung bietet besondere Attraktionen, von Zukunftsperspektiven bis zur Videokunst.

Der Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung Haus der Geschichte, Oscar Schneider, in dessen Amtszeit als Bundesbauminister der Neubau kon-

zipiert wurde, sagte: „Es gibt keine demokratische Architektur. Zu fordern ist aber ein schöpferisches Bemühen, der Demokratie in der Sprache der Architektur einen maßvollen und würdigen, einen klaren und repräsentativen Ausdruck zu verleihen. Niemals kann schlechte Architektur für demokratisch gelten; niemals kann ein monotones Einerlei dem demokratischen Gleichheitsprinzip seinen Ausdruck verleihen.“ Die Architekten Ingeborg und Hartmut Rüdiger wollten diesem Anspruch gerecht werden. Ob das architektonische Konzept langfristig tragfähig sein wird, entscheiden nach der Eröffnung am 14. Juni 1994 die Besucherinnen und Besucher.

IX. Ausblick

„Keine Zukunft ohne Vergangenheit“ – so lautete die Aufschrift eines Transparentes, das bei der Demonstration auf dem Berliner Alexanderplatz am 4. November 1989 getragen wurde. Dies könnte auch das Motto des Hauses der Geschichte sein, das mit seinem umfassenden Informations- und Unterhaltungsangebot zur aktiven Auseinandersetzung mit der Geschichte ebenso anregen will wie zu einem verantwortungsvollen Umgang mit der Zukunft.

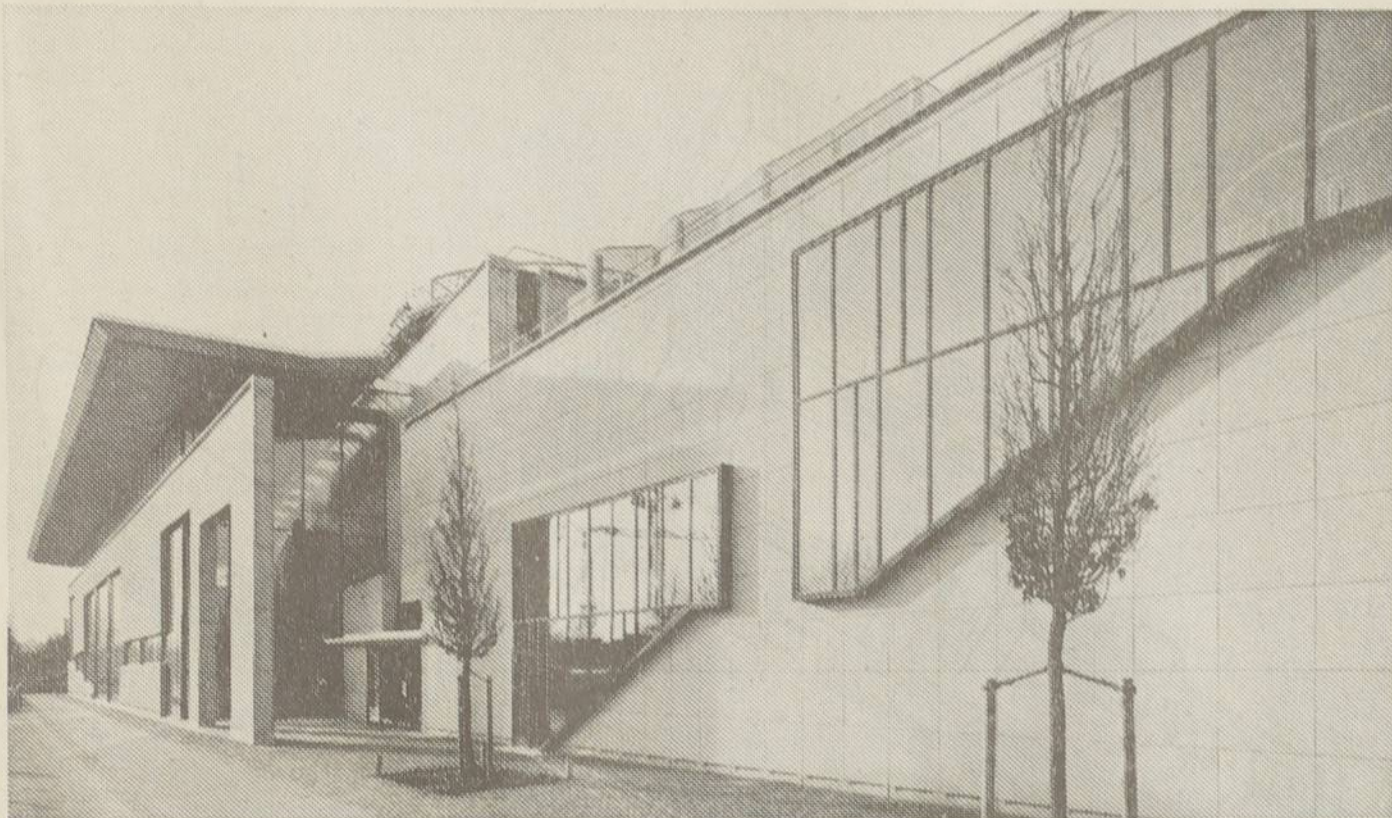
Wer 1994 durch die Dauerausstellung des Hauses der Geschichte geht, nimmt einen Weg durch vier

Jahre zonal geteiltes Deutschland, durch vierzig Jahre Spaltung und durch bald fünf Jahre vereinigtes Deutschland. In Wechselexstellungen werden aktuelle Themen präsentiert, Fragen und Probleme ergänzend dargestellt. Diskussions- und Vortragsveranstaltungen, Kongresse, Symposien, Filme, Musik, Kabarett und Theater machen aus dem Haus der Geschichte mehr als ein Museum: Es wird ein öffentlicher Ort sein, ein Forum der Begegnung und Diskussion ebenso wie ein Ort der Unterhaltung. Aus zahlreichen Gesprächen in der Phase vor der Eröffnung läßt sich bereits heute die Erwartung ableiten, daß der Besuch des Hauses auch Impulse dafür liefert, den Geschichtsunterricht über die jüngste Vergangenheit ernster zu nehmen und ihn hinsichtlich der dramatischen Epochenumbrüche unseres Jahrhunderts angemessener zu gestalten, als es leider allzu häufig auch heute noch geschieht.

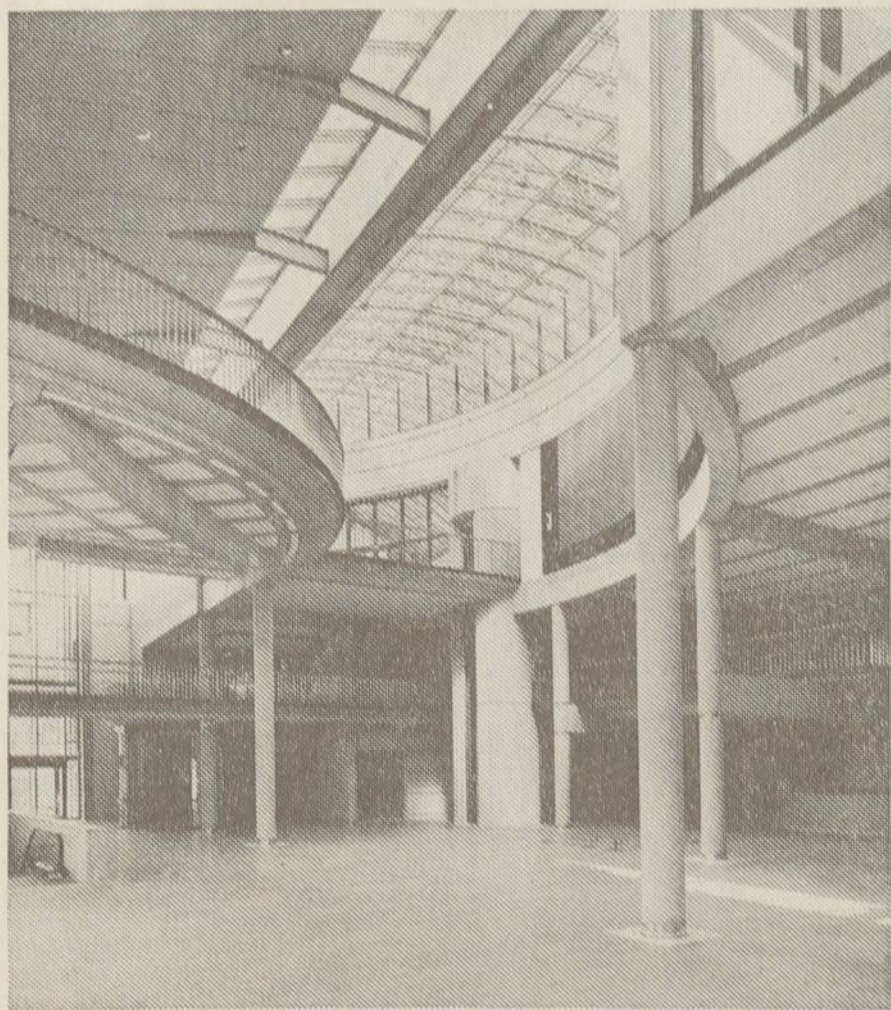
Als Museum für Zeitgeschichte begleitet das Haus der Geschichte die Entwicklung unseres Staates in allen seinen Lebensbereichen. Dies erfordert Aktualität nicht nur in technischer und gestalterischer Hinsicht. Die Dauerausstellung soll in einem Rhythmus von etwa drei bis fünf Jahren aktualisiert werden und auf neue Themen und Fragen an die Geschichte einer sich wandelnden Gesellschaft eingehen; sie wird neue Probleme und Perspektiven aufgreifen, neue Akzente setzen. Das Haus der Geschichte ist daher auch ein Museum zum Wiederkommen.

Hinweis: Öffnungszeiten des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ab 15. Juni: Di–So, 9–19 Uhr. – Besuchergruppen: Anmeldungen Mo–Fr, 9–16 Uhr, Tel.: 02 28/91 65–212. Allgemeine Führungen, Themenführungen, individuelles Besucherführungssystem. – Museumsshop, Museumscafé, Multivision, Informationszentrum/Mediathek, Saal, Seminarraum.

Abb. 1: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland



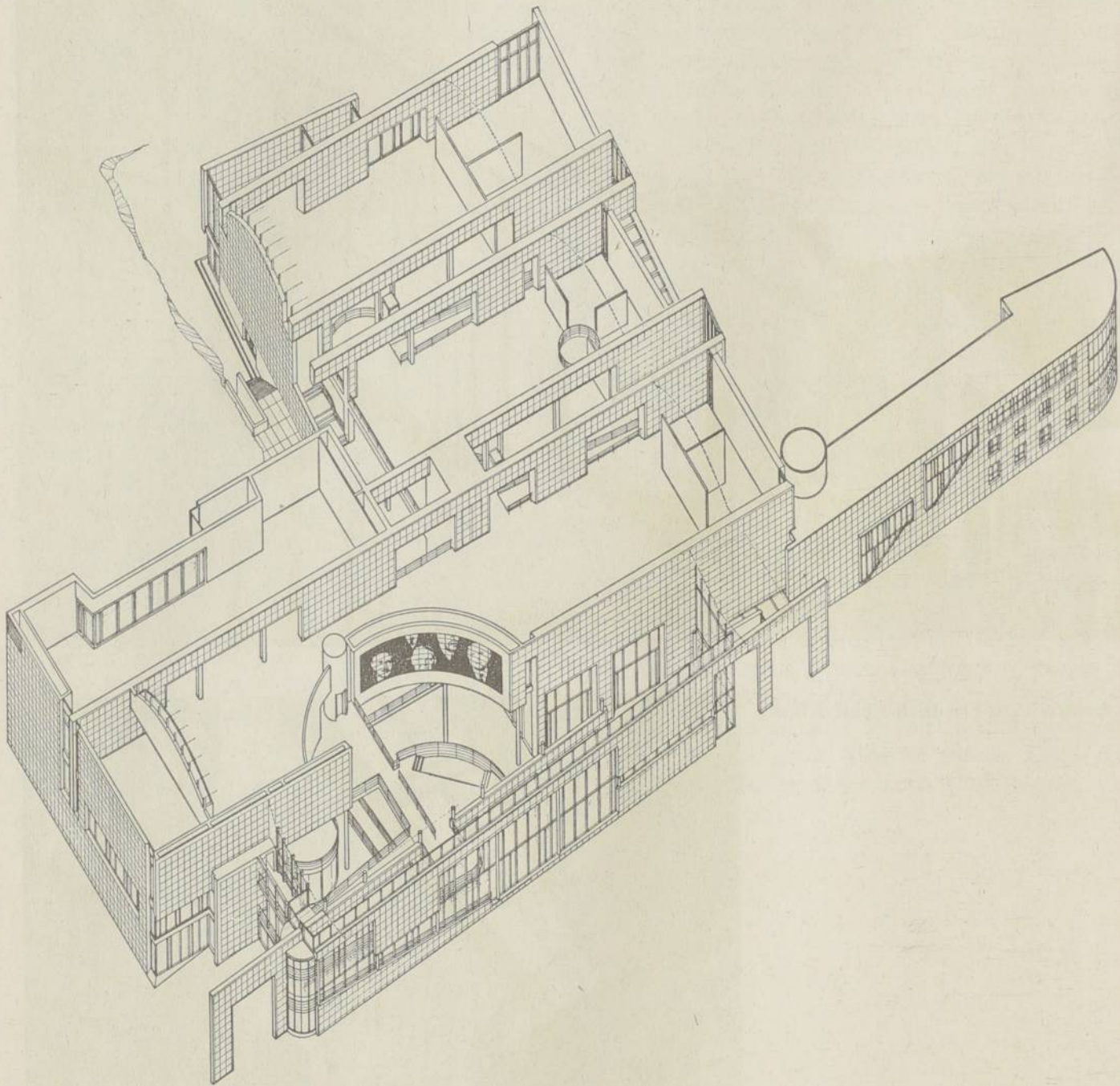
Straßenfront zur Friedrich-Ebert-Allee



Eingangshalle ▷

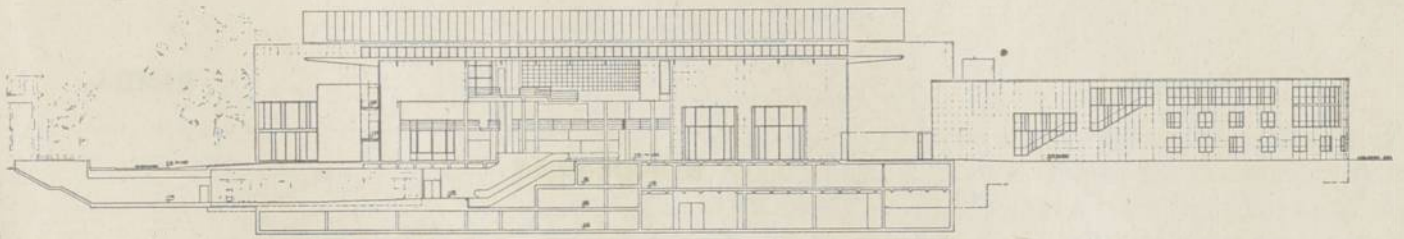
Fotos: Wilfried Täubner, Kürten/Köln

Abb. 2: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland

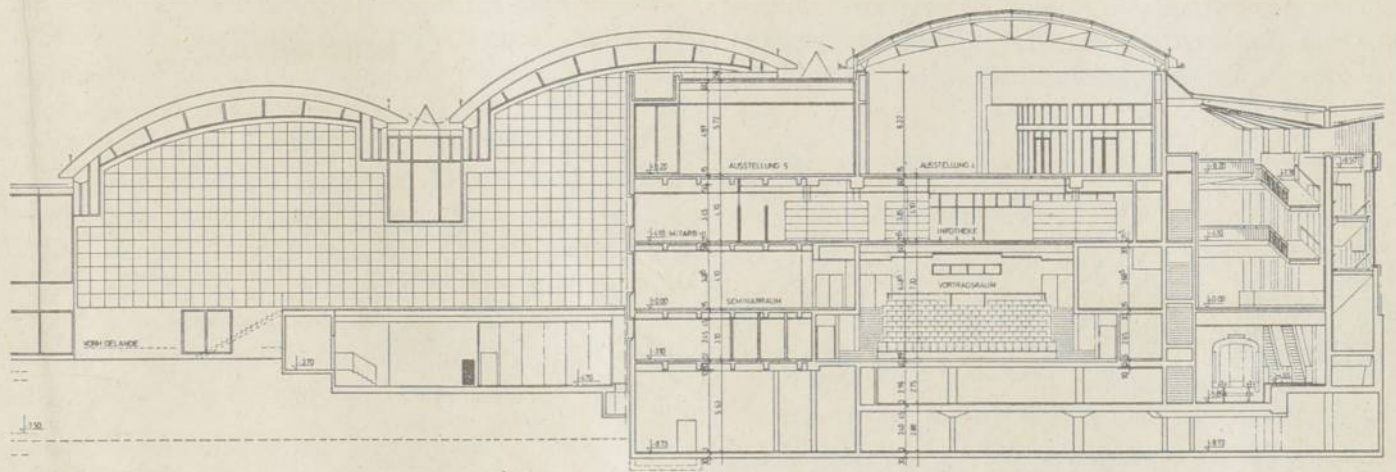


Axonometrie des Gebäudes

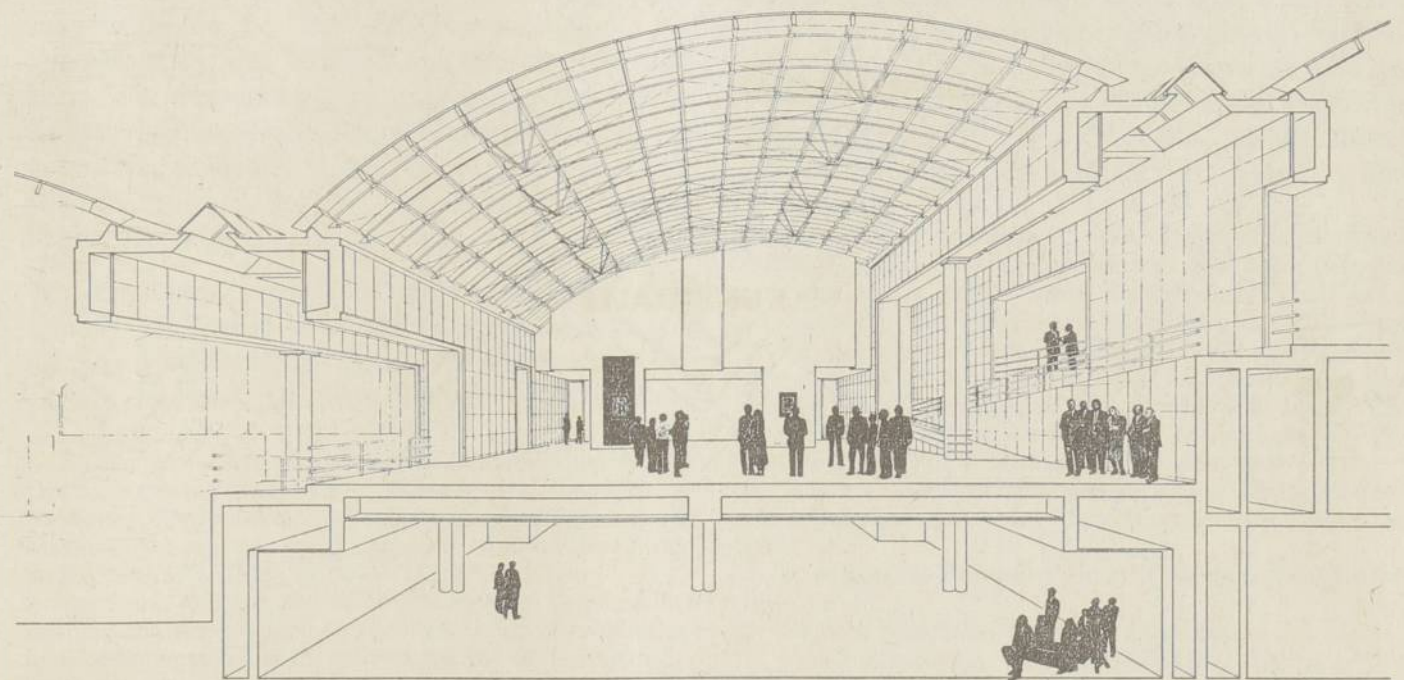
Abb. 3: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland



Längsschnitt durch die Eingangshalle



Schnitt Ansicht von Südosten



Schnittperspektive Ausstellung

Abb. 4: Skizze des Regierungsviertels in Bonn mit Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland



Die Gründung des Museums für Deutsche Geschichte in der DDR

I. Die Ausgangssituation

„Ein Volk, das keine Vergangenheit mehr besitzt, hat auch keine Zukunft mehr, so wie ein Volk, das keine Zukunft mehr hat, auch in Wirklichkeit keine Vergangenheit besitzt.“¹ Als am 6. Juli 1952 mit diesen Worten das Museum für Deutsche Geschichte in Ostberlin eröffnet wurde, hatte das deutsche Volk seine nationalsozialistische Vergangenheit erst sieben Jahre hinter sich gelassen. Die Mehrheit der Deutschen hatte das Ende des Dritten Reiches als Ende des Krieges und nicht als Befreiung von einem verbrecherischen Regime empfunden. Noch waren die Ruinen des totalen Krieges überall sichtbar. Auch das Zeughaus Unter den Linden, in dem das Museum für Deutsche Geschichte von 1953 bis zum Ende der DDR seinen Platz finden sollte, war zum Teil noch Ruine.

Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) war mit dem Anspruch angetreten, nicht nur die Zukunft in ihrem Sinne zu gestalten, sondern auch die Vergangenheit neu zu interpretieren. Die Idee, ihre Deutung der deutschen Geschichte in einem Museum anschaulich zu machen, kam aus der Führungsspitze der SED. Zur Umsetzung bediente sie sich der Parteimitglieder im Staatsapparat, der wenigen marxistischen Historiker sowie der ersten Generation von Studenten, denen in der sowjetischen Besatzungszone das neue Geschichtsbild vermittelt worden war. Doch auch nichtmarxistische – „bürgerliche“² – Historiker sollten eingespannt werden.

Wie entstand der äußere Rahmen für das Museum? Was wurde in diesem Rahmen zur Propagierung des „richtigen“ Geschichtsbildes zur Schau gestellt und mit welcher Absicht? Welche Kon-

flikte gab es zwischen den handelnden Personen³? Im Sinne eines Wortspiels des Kunsthistorikers Walter Grasskamp geht es im folgenden nicht nur um die „Geschichte des Überlieferten“, sondern vor allem auch um die „Lieferanten“⁴. Das Museum für Deutsche Geschichte gehörte zweifellos zu denjenigen, von denen Hans Magnus Enzensberger schrieb: „Es gibt Museen zweiten Grades, deren wichtigstes Exponat den Kuratoren gänzlich unbekannt ist: Sie zeigen die Mentalität der Aussteller vor. Solche Museen sind Selbstporträts.“⁵

II. Gründungsbeschlüsse und Strukturen

Am 18. Oktober 1945 beschlossen die Alliierten Militärkommandanten von Berlin, das von den Nationalsozialisten im Zeughaus eingerichtete Kriegsmuseum aufzulösen. Das von Bomben stark beschädigte Gebäude Unter den Linden solle, so schrieb die „Tägliche Rundschau“ im August 1947, „dem friedlichen Aufbau Berlins als Symbolstätte dienstbar gemacht“ werden⁶. Dazu wurde es der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung (DZfV) in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands unterstellt⁷, in der SED-Mitglieder die Schlüsselpositionen besetzt hatten, um die Umziehungspolitik der Partei zu verwirklichen. Im Februar 1950 änderte das Politbüro der SED den ursprünglichen Plan, im Zeughaus ein kunsthistorisches Museum einzurichten⁸; statt dessen ent-

3 Zum Forschungsstand: Eine – weitgehend unkritische – Darstellung der Gründungsgeschichte enthält die Dissertation von Helmut Heinz, *Entwicklung der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft der DDR vom III. Parteitag bis zur II. Parteikonferenz, Berlin (Ost) 1977*. Ferner finden sich Angaben in der Studie von Albrecht Timm, *Das Fach Geschichte in Forschung und Lehre in der SBZ, Bonn-Berlin 1965*, der vor seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Abteilungsdirektor am Ostberliner Museum war.

4 Walter Grasskamp, *Museumsgründer und Museumsstürmer. Zur Sozialgeschichte des Kunstmuseums*, München 1981, S. 74.

5 Hans Magnus Enzensberger, *Ach Europa*, Frankfurt/M. 1989, S. 399f.

6 *Tägliche Rundschau* vom 14. August 1947.

7 Vgl. Bundesarchiv Potsdam (BAP) DR-2 878, Bl. 1.

8 Vgl. Deutsches Historisches Museum Berlin, Hausarchiv/Museum für Deutsche Geschichte (DHMB MfDG), 1/1, Bl. 66.

1 So der Historiker und erste Direktor des Museums für Deutsche Geschichte (MfDG), Alfred Meusel, anlässlich der Eröffnung des Museums, *Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundesarchiv, Zentrales Parteiarchiv (SAPMO, ZPA) IV 2/904/252*, Bl. 74.

2 Im Sinne des von der SED gebrauchten Terminus bezeichnet „bürgerlich“ im folgenden bestimmte „Bewußtseins- und Verhaltensstrukturen, die auf den Erhalt der durch das Bürgertum bestimmten gesellschaftlichen Verhältnisse zielen“, vgl. *Lexikon des Sozialismus*, Köln 1986, S. 97.

schied man sich für ein Geschichtsmuseum⁹. Als treibende Kraft kann der damals maßgebliche Parteitheoretiker Fred Oelßner, verantwortlich für Propaganda im Sekretariat des Zentralkomitees (ZK), vermutet werden¹⁰. Offenbar hatte er gerade in der Sowjetunion mehrere historische Museen besichtigt¹¹, die große Besucherzahlen aufwiesen. Im Mai 1950 präzierte die SED-Führung, ein „Museum der revolutionären Bewegung“ solle entstehen¹². Das entsprach der Forderung Wilhelm Piecks auf dem kurz darauf folgenden III. Parteitag der SED, die Geschichte des „wirklichen“ deutschen Volkes, zu dem er Arbeiter und Bauern sowie „freiheitliche Denker und Dichter“ zählte, müsse im Zentrum des sozialistischen Geschichtsbildes stehen. „In den Museen unserer Deutschen Demokratischen Republik finden aber irgendwelche Winkelfürsten noch immer viel Raum und Beachtung.“¹³

Wenige Wochen nach der Rede Piecks wurde Eduard Ullmann, ein junger Mitarbeiter des Marx-Engels-Lenin-Instituts beim ZK der SED, zum vorläufigen „Direktor des Geschichtlichen Museums im ehemaligen Zeughaus“ ernannt¹⁴. Walter Ulbricht stimmte die Pläne zur Einrichtung eines „Museums für Fragen der deutschen Arbeiterbewegung“ mit Vertretern der Sowjetischen Kontrollkommission (SKK) ab¹⁵. Bereits am 18. September 1950 lagen dem Sekretariat des ZK Vorschläge für die historischen Inhalte des Museums vor. Obwohl diese fast ausschließlich die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung umfaßten, wurde der Name „Museum für Deutsche Geschichte“ gewählt¹⁶.

Anschließend trat das Projekt aber für mehr als ein Jahr in den Hintergrund. Erst auf der 7. Tagung des ZK im Oktober 1951 mahnte Fred Oelßner, der „beschleunigte Aufbau“ des Museums für Deutsche Geschichte gehöre zu den „wichtigsten

ideologischen Aufgaben der Partei“: „Dieses Museum wird ein wichtiges Mittel sein, der Bevölkerung auf anschauliche Weise die revolutionären Traditionen des deutschen Volkes zu vermitteln, ihr die Bedeutung von Männern wie Müntzer und Hutten, Marx und Engels, Thälmann und Pieck zu erklären und gleichzeitig die Rolle von Lenin und Stalin für den Befreiungskampf des deutschen Volkes klarzumachen.“¹⁷

Der daraufhin gefaßte ZK-Beschluß löste hektische Aktivitäten aus. In der kurzen Zeit bis zur offiziellen Gründung am 18. Januar 1952 wurden mehrere Pläne zum Inhalt des Museums sowie Haushalts- und Stellenpläne aufgestellt. Die Koordination unterstand jetzt von staatlicher Seite dem Fachreferenten für Geschichte im neugebildeten Staatssekretariat für Hochschulwesen, Herwig Förder, und seitens der Partei dem Leiter der Abteilung Propaganda des ZK der SED, Kurt Hager, sowie dem zuständigen Sekretariatsmitglied Fred Oelßner. Das Museum wurde in acht Abteilungen (Vor- und Frühgeschichte, Mittelalter, 1525–1848, 1848–1895, 1895–1918, 1918–1945, Gegenwart und „Lenin–Stalin“) unter jeweils einem Abteilungsleiter und dessen Stellvertreter gegliedert. Ihre Aufgabe, von einem Direktor koordiniert, war die eigentliche museale und historische Arbeit. Ein „Wissenschaftlicher Rat“, zusammengesetzt aus zweiunddreißig Historikern und einem Präsidenten, sollte das Museum beraten und nach außen vertreten¹⁸.

III. Politische Steuerung über die Personalauswahl

Am aufwendigsten bei der Ostberliner Museumsgründung war die Personalauswahl. Die Partei wollte nämlich nicht nur die Strukturen und Inhalte, sondern vor allem die Personen bestimmen, die das Geschichtsbild der SED darstellen sollten. An der Auswahl beteiligt war neben den genannten Funktionären auch das Mitglied der Einsatz-

17 Die wichtigsten Aufgaben der Partei. Entschließung vom 20. Oktober 1951 (7. Tagung), in: Dokumente der SED, Bd. III, Berlin 1952, S. 582 und S. 324: „Das ZK mißt der Schaffung des Museums für Deutsche Geschichte große Bedeutung bei. Daher werden unsere Genossen im Sekretariat für Hochschulwesen beauftragt, sofort Maßnahmen zu treffen, um die Schaffung des Museums für Deutsche Geschichte zu beschleunigen.“

18 Vgl. „Aufgaben, Struktur und Aufbau“, SAPMO, ZPA 2/904/252, Bl. 12–19.

9 Vgl. Politbüro-Beschluß 14.2. 1950, SAPMO, ZPA IV 2/2/71.

10 Die Direktiven für die Planungsarbeiten im Museum kamen anfänglich direkt von Oelßner, BAP DR-3 4409.

11 Vgl. Eintragungen in seinem Notizbuch wie „Revolutionsmuseum“, „Leninmuseum“ etc., SAPMO, ZPA NL Oelßner 215/3.

12 Politbüro-Beschluß 9.5. 1950, SAPMO, ZPA IV 2/2/87.

13 Protokoll des III. Parteitages der SED, Berlin (Ost) 1951, S. 104. Piecks Ausspruch über die „Winkelfürsten“ stand später als Motto über der ersten Museums-Ausstellung.

14 Sekretariats-Beschluß 16.8. 1950, SAPMO, ZPA J IV 2/3/131, Bl. 4/5.

15 Ulbricht über Besprechung mit SKK, SAPMO, ZPA NL 36/736, Bl. 203.

16 Sekretariats-Beschluß 18.9. 1950, SAPMO, ZPA J IV 2/3/139, Bl. 15.

kommission des Zentralkomitees der SED, Richard Herber. Sämtliche Personalvorschläge mußten durch das Sekretariat des ZK abgesegnet werden. Den Planern standen über fast alle in der DDR tätigen Historiker sogenannte Charakteristiken zur Verfügung, die von staatlichen und Parteilstellen angefertigt worden waren. Darin waren alle Historiker nach ihrer weltanschaulichen Position („bürgerlich“ oder „fortschrittlich“) und ihrer Stellung zur SED-Politik, die bürgerlichen Kandidaten außerdem nach ihrer mutmaßlichen Kooperationsbereitschaft beurteilt. So hieß es über den Neuzeithistoriker Karl Griewank: „(Er) steht in seinen wissenschaftlichen Auffassungen dem dialektischen und historischen Materialismus mit erheblichen Vorbehalten gegenüber“¹⁹. „Seine ‚Loyalität‘ ist fraglich.“²⁰ Vom Mediävisten Heinrich Sproemberg meinte man: „Eine Entwicklung im fortschrittlichen Sinne auf wissenschaftlichem Gebiet kann zwar . . . in gewissem Umfange erwartet werden, hat aber ihre festen Grenzen.“²¹

Auf der ersten vollständigen Kandidatenliste für den Wissenschaftlichen Rat waren Bürgerliche und Marxisten säuberlich in zwei Spalten getrennt aufgeführt. Ziel der Planer war eine Zusammenarbeit zwischen den marxistischen und bürgerlichen Historikern „unter marxistischer Anleitung“²². Alle Ratsmitglieder sollten angesehene Persönlichkeiten sein. Allerdings gab es kaum ausgewiesene marxistische Fachhistoriker. Bei manchem war die Laufbahn durch Emigration oder Haft unterbrochen worden. Von den wenigen, die als Professoren an Universitäten lehrten, wurden Alfred Meusel, Karl Obermann, Leo Stern, Heinrich Deiters und Jürgen Kuczynski verpflichtet. Von SED-Parteischulen kamen Kurt Hager, Hermann Duncker, Rudolf Lindau und Hanna Wolf. Außerdem wurden drei hohe SED-Funktionäre hinzugezogen: Albert Norden, Fred Oelßner und Paul Wandel²³.

In der Auflistung der bürgerlichen Ratskandidaten waren fast alle zu diesem Zeitpunkt in der DDR lehrenden nichtmarxistischen Historiker vertreten. Einige hatten während der Zeit des Nationalsozialismus Lehrstühle innegehabt und waren nach der Entnazifizierung wieder eingestellt worden, wie etwa Fritz Hartung, Fritz Rörig und Wilhelm Unverzagt. Andere hatten vorher kaum Karrierechancen gehabt, sondern waren erst nach 1945 auf freigewordene Stellen berufen worden, wie

Karl Griewank und Heinrich Sproemberg. Letztere zeigten daher eine gewisse Loyalität und Kompromißbereitschaft gegenüber Staat und Partei²⁴. Bei den konservativen bürgerlichen Historikern überwog die Skepsis gegenüber dem neuen System. Obwohl die meisten bereit waren, ihr bisheriges Geschichtsbild bis zu einem gewissen Grad zu revidieren, wollten sie in erster Linie „das Gute der alten Tradition nach Kräften erhalten“²⁵. So meinte Fritz Hartung, es werde sich wohl bald zeigen, ob eine Diskussion möglich sei „oder ob das Museum ohne den Beirat Dinge ausführt, die mit Wissenschaft nichts mehr zu tun haben“²⁶. Alle nahmen aber zunächst ihre Berufung an, so daß die Besetzung des Wissenschaftlichen Rats planmäßig verlief²⁷.

Allerdings fand sich kein bürgerlicher Kandidat bereit, den Posten des Präsidenten zu übernehmen. So übertrug man als Notlösung das Amt einem marxistischen Soziologen und Historiker bürgerlicher Herkunft, Alfred Meusel. In Personalunion wurde er ferner zum Direktor des Museums ernannt. Als einziger der in der DDR lehrenden marxistischen Historiker hatte er schon vor 1933 einen Lehrstuhl an einer Universität innegehabt und damit eine Qualifikation, die auch von bürgerlichen Fachkollegen respektiert wurde. Sein Stellvertreter wurde der bisherige Direktor Eduard Ullmann. Ein wichtiger Beweggrund für das Bemühen, bürgerliche Historiker – wenn auch nur in repräsentativer Funktion – zu berufen, dürfte das angestrebte Erscheinungsbild des Museums gewesen sein: Ihre Mitwirkung sollte dem Unternehmen einen Anstrich von weltanschaulicher und wissenschaftlicher Offenheit geben²⁸.

24 Vgl. auch Herwig Förders über Sproemberg: „Während des Faschismus fehlten ihm als Halbjuden die Entwicklungsmöglichkeiten, so daß seine Einstellung ziemlich antifaschistisch und um einiges loyaler zur DDR ist, als bei anderen bürgerlichen Professoren üblich.“ BAP DR-3 1599, Bl. 351.

25 Sproemberg an Bonenfant, Archiv Akademie der Wissenschaften (AdW), Nachlaß Sproemberg, Korrespondenz 1952, Bl. 26.

26 Hartung an Dietrich, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Handschriftenabteilung (StbPK Ha), Nachlaß Hartung, Kasten 87/4.

27 Vgl. Berufungsliste bei Helmut Heinz, Die Konzeption der ersten Ausstellung im Museum für Deutsche Geschichte 1952, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (ZfG), 28 (1980) 4, Anhang.

28 Auch in anderen Bereichen ihrer Politik versuchte die SED, diese „Bündnispolitik“ mit den alten Eliten zu verwirklichen, wobei intern die instrumentelle Funktion recht offen ausgesprochen wurde. Otto Grotewohl meinte auf einer Parteivorstandssitzung, man müsse lernen, „die guten und schlechten Schafe voneinander zu trennen, mit den guten Schafen gut zu arbeiten . . .“ Grotewohl auf der Parteivorstandssitzung der SED, 9. 10. 1949, zitiert nach Frank Stern, Dogma und Widerspruch, München 1992, S. 87.

19 Stellungnahme Herwig Förders, BAP DR-3 1598, Bl. 242.

20 Abteilung Propaganda, SAPMO, ZPA IV 2/904/101, Bl. 24.

21 Stellungnahme Herwig Förders, BAP DR-3 1599, Bl. 351.

22 SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 46.

23 Vgl. Protokoll vom 12. 11. 1951, BAP DR-3 1481, Bl. 14.

Um die marxistische Dominanz und die ideologische Kontrolle durch die Parteispitze zu gewährleisten, sollten dagegen die Abteilungsdirektoren sowohl SED-loyal als auch „namhafte Fachhistoriker“²⁹ sein. Die Kandidaten gehörten überwiegend zu dem kleinen Kreis marxistischer Historiker, die aus dem Exil zurückgekehrt waren. Auch über sie wurden Charakteristiken angefertigt³⁰. Bei der Auswahl rangierte ideologische Zuverlässigkeit vor fachlicher Qualifikation. Die Folge war, daß bis zur offiziellen Gründung des Museums nicht alle Posten besetzt werden konnten. Zwar übernahm der österreichische Marxist Leo Stern die Abteilung 1895–1918, Erich Paterna die Abteilung 1825–1848 und Albert Schreiner die Abteilung 1918–1945. Die Abteilung 1848–1895 blieb dagegen ohne Direktor, da der vorgesehene Kandidat Karl Obermann vom Sekretariat des ZK abgelehnt wurde³¹. Auch die Abteilung Gegenwart blieb zunächst unbesetzt. Sproemberg, als einziger bürgerlicher Direktor für die Abteilung Mittelalter vorgesehen, zog sich bald nach der Gründung wieder zurück. Damit waren die leitenden Positionen – soweit überhaupt – ausschließlich mit SED-Mitgliedern besetzt.

Für die Stellvertreter- und Assistentenpositionen standen nur wenige marxistisch-leninistisch geprägte Nachwuchshistoriker zur Verfügung. Von den Studenten schlossen die ersten gerade ihr Studium ab. Die mittlere Generation fehlte infolge des Krieges und durch Abwanderung in den Westen³². Obwohl die Planer mittels des Instruments der Berufslenkungscommission über den Einsatz der Universitätsabsolventen entschieden³³, konnten nicht alle Stellen besetzt werden. Schließlich mußten sogar Studenten aus dem 3. und 4. Studienjahr zur hauptberuflichen Beschäftigung am Museum herangezogen werden³⁴. Selbst über die Kandidaten für die unteren Positionen wurden Charakteristiken angefertigt, in denen die Loyalität gegenüber der DDR und die marxistisch-leninistische Einstellung beurteilt

wurde³⁵. Bei der Auswahl der Studenten, die als zukünftige Avantgarde der Geschichtspropagandisten galten, müsse „beachtet werden, daß entwicklungsfähige Kader geschaffen werden“, lautete die Direktive der Abteilung Propaganda³⁶.

IV. Das Museum als geschichtswissenschaftliches Institut

Der personellen Besetzung widmete die SED-Führung deshalb eine so große Aufmerksamkeit, weil sie dem Museum – außer der Propagierung ihres Geschichtsbildes – weitere wichtige Aufgaben zugedacht hatte. Es sollte auch ein „organisierendes Zentrum für die Arbeit aller fortschrittlichen deutschen Historiker“ sein³⁷ und so die ideologische Hegemonie der SED in der Geschichtswissenschaft durchsetzen helfen. An den Universitäten fehlten dafür nämlich noch die marxistischen Kader. Das Museum sollte daher als personell und funktionell auf die Ziele der Partei zugeschnittene Parallelinstitution den universitären Lehr- und Forschungsbetrieb unterlaufen³⁸ und einen parteiloyalen Nachwuchs heranziehen³⁹. Durch die Zusammenführung der marxistischen Historikerschaft an einer zentralen Einrichtung sollte außerdem ein Instrument geschaffen werden, mit dem die historische Forschung überwacht und gesteuert werden konnte (was sich angesichts der Fülle der sonstigen Aufgaben später allerdings als undurchführbar erweisen sollte). Schließlich wurde dem Museum aufgetragen, ein von der SED-Führung seit längerem gefordertes marxistisch-leninistisches „Lehrbuch für deutsche Geschichte“ in Angriff zu nehmen.

Am 18. Januar 1952 traten erstmals alle 55 bis dahin verpflichteten Mitarbeiter zur konstituierenden Versammlung zusammen. Am nächsten Tag berief der Ministerpräsident der DDR, Otto Grotewohl, persönlich die Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates. Die Zeitungen in der DDR priesen die Bedeutung des neuen Museums und

29 Beschlußprotokoll vom 13. 12. 1952, SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 14.

30 Vgl. SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 36 und Bl. 44.

31 Als Grund kann man Obermanns westliches Exil vermuten. Dies läßt sich jedoch anhand der Quellen nicht nachweisen. Die Zurückdrängung von „Westemigranten“ erfolgte auch nicht systematisch, wie das Beispiel des „Westemigranten“ Alfred Meusel zeigt. SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 102.

32 Vgl. A. Timm (Anm. 3), S. 13.

33 Vgl. Notiz 29. 12. 1951, SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 40.

34 Vgl. Aktennotiz Besprechung 11. 1. 1952, BAP DR-3 4039, Bl. 65.

35 Z. B. über Dr. Gerda Grothe, Schülerin und spätere Chefassistentin Meusels am MfDG: „Sie wendet mit einem für eine Parteilose beachtlichen Erfolg den Marxismus-Leninismus in der Geschichte an und hat stets eine gute Haltung an den Tag gelegt.“ BAP DR-3 1599, Bl. 101

36 Aktennotiz, SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 44.

37 Beschlußprotokoll, SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 12.

38 Vgl. Günther Heydemann, *Geschichtswissenschaft im geteilten Deutschland*, Frankfurt a. M. 1980, S. 150

39 Vgl. Aktennotiz 5. 1. 1952, BAP DR-3 4039, Bl. 85. Ein Zeitzeuge: „Ein großer Teil der am Museumswesen völlig desinteressierten Mitarbeiter sah sich hier als Forscher und zukünftige Hochschullehrer tätig.“ A. Timm (Anm. 3), S. 22.

zitierten ausführlich aus den Reden⁴⁰. Innerhalb eines Monats mußten nun die Abteilungen Konzepte für die Darstellung der jeweiligen Geschichtsepochen – sogenannte Drehbücher – ausarbeiten und mit dem Vertreter der SED-Abteilung Propaganda, Ernst Diehl, abstimmen⁴¹. Dabei stützte man sich vor allem auf Schriften von Marx und Engels, Franz Mehring und das im Herbst 1951 vorgelegte „Lehrbuch für SED-Parteischulen“, da es noch keine Synthese marxistischer Betrachtung der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart gab.

In den ersten Nachkriegsjahren hatte die sogenannte „Misere-Theorie“, wonach die deutsche Geschichte zwangsläufig in den Nationalsozialismus münden mußte, die kommunistische Sichtweise bestimmt⁴². Bald hatten sich die Parteideologen allerdings von ihr distanziert und einen Geschichtskanon entwickelt, in dem die positiv bewerteten Epochen dominierten⁴³. Wilhelm Pieck hatte in seiner Rede auf dem III. Parteitag der SED im Juli 1950 betont, die Geschichte Deutschlands enthalte nicht nur die schmachvollen Taten der herrschenden Klassen, sondern sei auch „reich an freiheitlichen revolutionären Taten, an bedeutenden Leistungen der großen Söhne und Töchter des deutschen Volkes...“⁴⁴.

Die Abkehr von der Misere-Sichtweise war bald offizielle SED-Ideologie geworden, was sich vor allem auf die – anfangs differenziertere – Schuldiskussion⁴⁵ auswirkte. Der Nationalsozialismus wurde, aufbauend auf der Dimitroffschen Faschismus-Theorie, nur graduell vom bürgerlich-demokratischen Kapitalismus unterschieden. Antisemitismus und Judenvernichtung stellte man in eine Reihe mit politisch motivierter Unterdrückung als Manifestation des „aggressiven monopolkapitali-

stischen Wesens“ des deutschen Faschismus. Zugleich verschwand das Problem der Mitschuld der Deutschen mehr und mehr hinter der breiten Darstellung des kommunistischen Widerstands. Das Geschichtsbild verengte sich auf die Erfahrungen und das Selbstverständnis derer, welche die Machtpositionen der DDR innehatten⁴⁶. Dies schlug sich in den „Thesenpapieren“ nieder, die Anfang März 1952 an die Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates verschickt wurden⁴⁷.

V. Interne Kritik am Geschichtsbild

Die meisten bürgerlichen Historiker im Wissenschaftlichen Rat zogen daraufhin ihre anfängliche Unterstützung zurück. Die Thesen seien „unmöglich nicht wegen vieler Fehler im einzelnen, sondern wegen ihrer Gesamthaltung, die lediglich die demokratische Haltung der Arbeiterschaft hervorhebt, aber die ganze Leistung unserer bürgerlichen Kultur totschweigt“, urteilte Fritz Hartung⁴⁸. Ein Gelehrter, der seinen Ruf zu verteidigen habe, könne in einem solchen Museum nicht mitarbeiten, da es einen „unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Wissenschaft und politischer Propaganda“ gebe⁴⁹. Fritz Hartung, Wilhelm Unverzagt und Fritz Rörig zogen sich aus dem Wissenschaftlichen Rat zurück, ohne zum ersten Treffen erschienen zu sein⁵⁰. Fast alle bürgerlichen Mitglieder schlossen sich an; nur Heinrich Sproemberg und Karl Griewank blieben.

Letzterer erklärte auf der ersten Tagung des Wissenschaftlichen Rates im März 1952 allerdings, wenn die politischen Thesen durch den Beirat zu billigen und zu unterschreiben seien, so könne er dies nicht tun⁵¹. Schriftlich warnte er in einem vier-

40 Vgl. „Träger und Mittler des Nationalbewußtseins“, in: Neues Deutschland vom 20. 1. 1952; „Winkelfürsten verschwinden“, in: Berliner Zeitung vom 25. 1. 1952. Die westdeutschen Medien sprachen von einem Versuch, die deutsche Geschichte umzuschreiben. „Der letzte (Versuch), den Rosenbergs NS-Historiographie unternahm, liegt noch nicht lange zurück. Aber dieses kommunistische Werk geht rigoroser ans Werk als die demgegenüber beinahe zimperlich zu nennende frühere Umwertung der Geschichte.“ „Museum für Geschichtsfälschung“, in: Die Zeit vom 31. 1. 1952.

41 Vgl. H. Heinz (Anm. 27), S. 342.

42 Vgl. vor allem Alexander Abusch, *Der Irrweg einer Nation*, Berlin 1946.

43 Vgl. stellvertretend für die umfangreiche Literatur über die Geschichte der DDR-Historiographie Alexander Fischer/Günther Heydemann, *Geschichtswissenschaft in der DDR*, 2 Bde., Berlin (West) 1988.

44 Protokoll des III. Parteitages der SED, Berlin (Ost) 1951, S. 104.

45 Vgl. für das Folgende zuletzt Jürgen Danyel, *Vom Umgang mit der Schuld*, in: ZfG, 40 (1992) 10.

46 Vgl. ebd., S. 925 und S. 921.

47 Vgl. Thesen der Abteilungen am MfDG, 1. Tagung des Wiss. Rates, in: Thüringische Universitäts- und Landesbibliothek Handschriftenabteilung (ThULB), Nachlaß Griewank, Kasten 4.

48 Hartung an Ritter, StbPK Ha, NL Hartung, Kasten 87/4.

49 Hartung an Rothfels, StbPK Ha, NL Hartung, Kasten 87/4.

50 Dieser Rücktritt erfolgte nicht, wie bisher angenommen wurde, auf Anweisung des Vorsitzenden des westdeutschen Verbandes der Historiker, Gerhard Ritter. Dieser schrieb an Hartung: „Über die Angelegenheit des Meuselschen Museums kann ich schwer urteilen, da ich die Thesen, die Sie ablehnen, nicht kenne, und da ich nicht einmal weiß, was eigentlich dieses Museum ist.“ StbPk Ha, NL Hartung, Kasten 87/4.

51 Vgl. Bericht 1. Tagung des Wiss. Rats, BAP DR-3 4409 o. Bl.

seitigen Memorandum (das er irrtümlich ans „Ministerium für Deutsche Geschichte“ adressierte): „Gerade mit Rücksicht auf viele Besucher des Museums wird sehr zu erwägen sein, ob nicht auch eine Gefährdung der Wirkung darin liegt, daß manche Dinge so einseitig herausgestellt werden... Sachliche Darstellung mit einer gewissen, vor allem immanenten Kritik schiene mir wirkungsvoller als eine Verurteilung, die von vornherein als ‚kommunistisch‘ gekennzeichnet werden könnte.“⁵²

Nicht alle marxistischen Historiker am Museum vertraten das einseitige Geschichtsbild, das von der Parteiführung vorgegeben wurde. Der Direktor Alfred Meusel warnte vor der Tendenz, „das Pendel gar zu weit nach der anderen Seite ausschlagen zu lassen und die deutsche Geschichte gewissermaßen als eine Beilage zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu behandeln“⁵³. Die wissenschaftliche Aufarbeitung der deutschen Geschichte erfordere viel mehr, „als daß wir die Schalen an der Waage der historischen Gerechtigkeit anders beladen, daß wir hier etwas fortnehmen und dort etwas dazutun, daß wir ein Minus in ein Plus und ein Plus in ein Minus verwandeln“⁵⁴.

Für Meusel war der historische Materialismus eine geschichtswissenschaftliche Methode, aber kein Korsett, in das alle historischen Epochen gewaltsam geschnürt werden sollten. „Bei uns gibt es eine gefährliche Tendenz, die Geschichte nicht so darzustellen, wie sie ‚eigentlich gewesen‘ ist, sondern so wie wir vermeinen, daß sie eigentlich gewesen sein müßte, und uns dabei mit Scheinbeweisen zufrieden geben.“ Die gesamte deutsche Geschichte auf materialistischer Grundlage umzuschreiben bedeute nicht, „daß man sozusagen Sozialismus und Kommunismus in jede Periode hinein dichtet, auch wo das in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist“⁵⁵.

Es kam schließlich zu einer Konfrontation der doktrinären Parteihistoriker mit denjenigen, die sich auch traditionell akademischen Regeln verpflichtet fühlten. Alleiniger Maßstab der Doktrinäre war die Parteilinie. So gab es Auseinandersetzungen um die Abgrenzungen der Abteilungen: Während sich die Parteihistoriker für eine Periodisierung nach sowjetischem Vorbild aussprachen, wollten andere dieses Modell stärker an die deutsche Geschichte anpassen. Alfred Meusel warnte vor „Schematismus“⁵⁶ und meinte, man solle nicht so viele Stalin-Zitate bringen, „wir sind schließlich ein deutsches Museum“⁵⁷. Im Gegensatz zu Meusel, der das MfDG nicht als „Parteimuseum“ gestaltet sehen wollte⁵⁸, kam es Albert Schreiner darauf an, „in großen Zügen die positive Leistung der Partei herauszuarbeiten“⁵⁹.

Auch die Generation der jungen Wissenschaftler am Museum, deren Schlüsselerlebnis Krieg und Nationalsozialismus gewesen waren, hielt meist loyal zur SED und verstand ihre Arbeit als Erfüllung eines Parteiauftrags. Die Ideologie war das verbindende Moment zwischen den herrschenden Eliten und den Jüngeren, welche die Geschichte – besonders auch die für sie identitätsstiftende des Sozialismus – überwiegend nur noch in der verordneten Lesart kennenlernten⁶⁰. Meusel klagte, durch die „vielfach unbewußte Überheblichkeit einiger junger Genossen gegenüber ihren akademischen Lehrern“ seien selbst „wohlwollende bürgerliche Gelehrte, die bereit sind, mit uns zusammenzuarbeiten, brüskiert und verletzt“ worden⁶¹.

Seitens der leitenden Funktionäre in Staat und Partei wurden die Museumshistoriker eher wie ausführende Organe denn wie marxistische Historiker mit eigenem wissenschaftlichem Anspruch behandelt. Meusel schrieb zwar, wenn dem wissenschaftlichen Personal nicht genügend Vertrauen entgegengebracht werde, so müsse der Hebel der Reform an dieser Stelle – dem Mangel an Vertrauen – angesetzt werden, „aber dieser Mangel kann nicht gewissermaßen mechanisch dadurch überwunden werden, daß Entscheidungen, die zu den inneren Angelegenheiten eines Instituts gehören, genehmigungspflichtig gemacht werden“⁶². Genau dies war aber der Fall.

52 ThULB Ha, NL Griewank, Kasten 4.

53 Insbesondere kritisierte er das zugunsten der KPD verzerrte Geschichtsbild in Albert Schreiners „Drehbuch“ für die Abteilung 1918–1945. Sein Fazit: „Das vorliegende Drehbuch ist eine Geschichte der deutschen Misere, ... exemplifiziert am Schicksal der KPD, eine Geschichte der Guten, die immer recht haben, aber leider immer verlieren, während die Schlechten, die immer unrecht haben, leider immer gewinnen. Wenn das Drehbuch nicht mit dem Sieg der sozialistischen Sowjetunion im 2. Weltkrieg ... enden würde, würde ich es für eine der traurigsten Geschichten halten, die ich je gelesen habe“. SAPMO, ZPA NL 198/86, Bl. 72/73.

54 Referat Alfred Meusel, Die wissenschaftliche Auffassung der deutschen Geschichte, DHMB MfDG 32, Bl. 34ff.

55 Protokoll 4. Tagung des Wiss. Rats, DHMB MfDG 42, Bl. 125.

56 BAP DR-3 4039, Bl. 83.
57 Meusel an Schreiner, SAPMO, ZPA NL 198/86, Bl. 93.
58 Aktennotiz aus der Tagung in der Abteilung Propaganda am 29. 2. 1952, BAP DR-3 4039, Bl. 10.

59 SAPMO, ZPA NL 198/86, Bl. 59.

60 Vgl. Hans Schleier, Geschichtswissenschaft nach 1945, in: Walter H. Pehle/Peter Sillem (Hrsg.), Wissenschaft im geteilten Deutschland, Frankfurt a. M. 1992, S. 219.

61 Archiv AdW, NL Meusel, Bd. 36, Bl. 225–227.

62 Archiv AdW, NL Meusel, Bd. 32, Bl. 2.

VI. Politische Kontrollen und Eingriffe

Am 13. Juni 1952 inspizierte das Politbüro mit Walter Ulbricht und Otto Grotewohl an der Spitze die Ausstellungsvorbereitungen. Die Abteilungen ab 1848 wurden heftig kritisiert. Die „wirkliche Linie des deutschen Volkes“ komme nicht heraus, der „Kampf der deutschen Arbeiterklasse gegen den Imperialismus“ trete nur ungenügend hervor, in der Zeit nach 1933 sei der illegale Kampf nicht ausreichend gewürdigt worden. Bemängelt wurde auch das Fehlen von Zitaten der „Klassiker“: „Ihre Werke sind zu zitieren oder sogar auszustellen.“⁶³ Entsprechend gab das Politbüro nur die Abteilungen Vor- und Frühgeschichte, Mittelalter, 1517–1848 und Marx–Engels frei; die Abteilungen nach 1848 blieben dem Publikum bei der Eröffnungsfeier am 6. Juli 1952 zunächst verschlossen. Alle Änderungen mußten dem Politbüro schriftlich vorgelegt werden⁶⁴. Walter Ulbricht, der sich als „Historiker im Nebenberuf“ bezeichnete⁶⁵, korrigierte eigenhändig die „Drehbücher“⁶⁶.

Die Kompromißlosigkeit, mit der die Parteiführung auf die Einhaltung ihrer Vorgaben achtete, läßt auf die erwartete Wirkung der Präsentation schließen. Sie schloß die Furcht vor unerwünschten Ergebnissen ein, wie unter anderem in einem Schreiben Albert Schreiners abzulesen ist. Auf die Überprüfung seiner nichteröffneten Abteilung 1918–1945 drängend, schrieb er: „Meine Mahnung wäre ungerechtfertigt, wenn eine Abnahmekommission des Politbüros so schwerwiegende ideologische Fehler feststellen sollte, daß eine Eröffnung schädlich wäre. Natürlich enthalten die Darstellungen trotz der Neubearbeitung auch heute noch Schwächen und Mängel. Sie sind nach meiner Überzeugung aber nicht derart, daß sie eine Eröffnung für den Publikumsverkehr verbieten.“⁶⁷

Die geforderte Übereinstimmung mit der jeweiligen Parteilinie reichte bis in begriffliche Einzelheiten: Nach der II. Parteikonferenz wurde reklamiert, im Museumsstatut fehlten Worte wie „planmäßiger Aufbau des Sozialismus“, „fortschrittlich“, „wirklich wissenschaftliches Bild“ und „werkstätiges Volk“⁶⁸.

63 BAP DR-3 4039, Bl. 13.

64 Politbüro-Sitzung 17. 6. 1952, SAPMO, ZPA IV 2/2/216.

65 Lothar Berthold, Sozusagen mein dritter Beruf, in: Neues Deutschland vom 14. 6. 1964.

66 Bemerkungen der Mitglieder des Politbüros, SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 158–163.

67 Schreiner an Ulbricht, SAPMO, ZPA NL Schreiner 198/86, Bl. 22/23.

68 BAP DR-3 4409, o. Bl.

VII. Propaganda im Museum

Der Beschluß zur Einrichtung des Museums war zu einem Zeitpunkt gefallen, als durch die Gründung der Bundesrepublik und der DDR zwei deutsche Staaten entstanden waren, deren Regierungen sich beide als Vertreter aller Deutschen verstanden. Während die Bundesrepublik ihre Legitimation auf die Wahlen von 1949 gründete, leitete die Führung der SED ihre gesamt-nationale politische und moralische Zuständigkeit vor allem aus ihrem Verständnis von der historischen Mission der Arbeiterklasse ab, als deren Vertreter sie sich sah.

Die Ausstellung im Ostberliner Museum entsprach den Bemühungen, den politischen Umbruch in der DDR zu legitimieren. Sie zeigte eine deutsche Geschichte, in der die Entstehung der DDR nicht das Resultat von wenigen Jahren tiefgreifender Umwälzungen war, sondern die durch jahrhundertelangen Kampf vorbereitete Erfüllung der Geschichte. „Progressive“ und „reaktionäre“ Epochen und Gestalten wurden unterschieden, wobei die progressiven ausschließlich für die DDR reklamiert, die reaktionären der Bundesrepublik Deutschland zugewiesen wurden⁶⁹. Gleichzeitig präsentierte sich die SED als alleinige Hüterin der nationalen Einheit, obwohl der kurz nach der Eröffnung des Museums verkündete „Aufbau des Sozialismus“ in der DDR die Weichen in eine andere Richtung stellte. Die betont nationale Geschichtspromaganda legt nahe, daß die SED-Führung eine sozialistische Zielperspektive allein nicht für ausreichend hielt, um bei der Bevölkerung ein eigenes Staatsbewußtsein hervorzubringen⁷⁰.

Die Aufgabe, dem Museumsbesucher die „Anwendung der Lehren der deutschen Geschichte in der Praxis“⁷¹ optisch zu vermitteln, war nicht leicht zu erfüllen. Die „Gesetzmäßigkeit des Geschichtsgangs“ war kaum durch entsprechende Exponate darzustellen. Von den alten Zeughausbeständen war zudem nach Meinung der Historiker nur ein Fünftel brauchbar⁷². Man half sich mit großen Mengen erklärender Texte und rechtfertigte das mit der besseren Verständlichkeit für die Massen. Tatsächlich bedeutete es den Vorrang der Ideologie vor den Exponaten. Das Ergebnis war, so kriti-

69 Vgl. Günther Heydemann, Marxistisch-leninistische Zeitgeschichte in der DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 36/82, S. 19.

70 Vgl. Ulrich Neuheuser-Wespy, Erbe und Tradition in der DDR, in: A. Fischer/G. Heydemann (Hrsg.) (Anm. 43), S. 135.

71 SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 95/96.

72 Ebd., Bl. 60.

sierte der Direktor später selbst, „daß einzelne Räume den Charakter von an die Wand geklebten Büchern annahmen oder von Prozeßakten, die man an der Wand befestigt hatte, statt sie auf den Schreibtisch zu legen“⁷³.

Es ist sehr fraglich, ob die Besucher auf diese Weise überzeugt werden konnten⁷⁴. Selbst der stellvertretende Direktor Eduard Ullmann räumte ein gutes Jahr nach der Eröffnung ein: „Wir haben mit Gruppen, die durch die Ausstellung geführt wurden, das Experiment angestellt und in einer Aussprache festgestellt, was überhaupt im Gedächtnis haften geblieben ist. Es war erschreckend festzustellen, wie wenig hängenblieb. Das Schlimmste war, sie hatten in der Ausstellung nichts gesehen. Man bedenke: in einer Ausstellung, die vor allem über die Augen Eindrücke vermitteln soll, hatten sie nichts gesehen.“ Sein Fazit: „Der eigentlich bleibende Eindruck des Besuchers ist der, daß ihm die Füße weh tun.“⁷⁵

Hinzu kam, daß in den zeitgenössischen Abteilungen das Schwergewicht auf der Geschichte der Arbeiterbewegung und der KPD lag. Sie stand der erlebten Geschichte und dem gewohnten Geschichtsbild vieler Deutscher beziehungslos gegenüber. Trotz solcher Hindernisse konnte die Ausblendung von bestimmten Teilen der deutschen Geschichte jedoch auch bewirken, den DDR-Bürgern die „Last der Erinnerung“ zu nehmen. Stephan Hermlin formulierte einmal, es sei auf die Dauer schwer, Menschen zu regieren, die sich irgendwie schuldig fühlten⁷⁶. Die SED-Führung, die für den von ihr regierten Teil Deutschlands jede Verantwortung für den Nationalsozialismus ablehnte, nahm die ehemaligen Mitläufer in ihr kommunistisches „Wir“, in die sozialistische Volksgemeinschaft auf.

VIII. Rückblick

Zu einem Zeitpunkt, als die DDR noch nicht einmal drei Jahre bestand, wurde ihr in einem Museum eine lange Vorgeschichte präsentiert. Diese setzte sich aus den Teilen der Geschichte zusammen, welche die aktuelle Umgestaltung der ökonomischen, politischen und sozialen Strukturen historisch rechtfertigen sollten. Die Bedeutung, welche die

SED-Spitze der Kontrolle des von ihr entwickelten Geschichtsbildes beimaß, legt einen Vergleich mit der Bedeutung des Historismus in der Zeit nach der Gründung des Deutschen Reichs nahe. Wie damals bestand auch in der DDR ein enger Zusammenhang zwischen offenkundiger Traditionslosigkeit des neugeschaffenen Staates und dem Bedürfnis nach seiner geschichtlichen Legitimation⁷⁷.

Musealisierung, so könnte man zugespitzt sagen, sei „Unfähigkeit zur Gegenwart“, eine „gewollte Selbsttäuschung“, mit der die Gegenwart auf eine doppelte Angst reagiere, nämlich keine Vergangenheit und keine Zukunft mehr zu haben⁷⁸. Diese Bemerkung ist zwar auf einen aktuellen Trend gemünzt, läßt sich aber auch auf die Frühgeschichte der DDR anwenden: Angesichts des Bruchs mit der Vergangenheit bemühten die führenden Funktionäre der SED die Geschichte, um Kontinuität zu konstruieren, von den Problemen der Gegenwart abzulenken und eine Zukunftsperspektive zu eröffnen.

Die „neue“ Zukunft konnten die SED-Führer jedoch nur mit den „alten“ Menschen gestalten, denen gegenüber sie zunächst ihre Ideologie durchsetzen mußten. Während die meisten bürgerlichen Historiker ihre Geschichtsbetrachtung leicht revidiert fortzuführen gedachten, wollten die neuen Machthaber das überkommene Geschichtsbild durch ein anderes ersetzen. So wurden die Vertreter der verbliebenen bürgerlichen Eliten eingespannt, wo dies möglich war; wo sie störten, wurden sie verdrängt. Zwischen den mit hochgespannten Erwartungen aus dem Exil zurückgekehrten marxistischen Historikern und den Parteifunktionären tat sich oft ebenfalls eine Kluft auf. Zwar bejahten erstere den Erziehungsauftrag der Partei gegenüber der Gesellschaft, unterwarfen aber ihre eigenen Vorstellungen von einer materialistischen Geschichtswissenschaft nur unwillig der Zensur der Parteiführung. Oft wurden sie daher durch Kader der Nachwuchsgeneration ersetzt, die sich der Parteilinie leichter fügten.

Im September 1990 wurde das Ostberliner Museum für Deutsche Geschichte auf Beschluß der DDR-Regierung aufgelöst. In Abwandlung des eingangs zitierten Satzes von Alfred Meusel könnte man sagen: Ein Staat, der keine Zukunft mehr hat, braucht auch keine Vergangenheit mehr.

73 Referat Meusel, DHMB MfDG 42.

74 Bei vorwiegend organisierten Gruppenbesichtigungen kamen bis Ende 1952 über 50 000 Besucher. DHMB MfDG 42, Bl. 39/40.

75 Ullmann an Oelßner, SAPMO, ZPA IV 2/904/252, Bl. 180.

76 Vgl. Stephan Hermlin, Äußerungen 1944–1982, Berlin 1983, S. 399.

77 Helmut Plessner hatte mit dem Blick auf das Kaiserreich dafür den Begriff „Verlegenheitshistorismus“ geprägt. Vgl. Werner Weidenfeld, Die Identität der Deutschen, Bonn 1983, S. 53.

78 Zit. bei Gottfried Korff/Martin Roth, Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, Frankfurt/M. u. a. 1990, S. 10.

Ist Geschichte in Museen lehrbar?

I. Kommunikation mit historischen Objekten im Museum

Kaum eine kulturelle Einrichtung tut sich schwerer als das Museumswesen, Funktionen, Sinn und Auftrag für die Öffentlichkeit eindeutig zu umreißen. Die Mehrzahl aller kulturellen Einrichtungen ist nachfrageorientiert, besitzt ein Klientel mit bestimmtem Bedarfsorientierungen und richtet ihr Angebot auf eben diesen Empfängerkreis ein. Museen hingegen sind Einrichtungen, die Kulturgüter nach gültigen Kriterien erfassen, bewahren, wissenschaftlich aufbereiten und einem Publikum darbieten, das aktiv an der Nutzung des öffentlichen Kulturbesitzes teilnehmen will und vor allem erst einmal begreifen muß, daß die nach bestimmten Gesichtspunkten gesammelten und aufbereiteten Museumsinhalte nicht deshalb bedeutsam sind, weil sie vom Besucher geschätzt werden, sondern unabhängig hiervon als Teil der kollektiven, rational aufbereiteten Kulturausstattung einer Nation aufzufassen sind. Alle diese klassischen Aufgabensetzungen für Museen bestehen aus arbeitsteiligen, auf Spezialistentum gründenden Tätigkeiten, die nur über komplexe Umwege dem kulturellen Ganzen, der lebendigen Öffentlichkeit also, zugute kommen. Objekte sollen als materielle Zeitzeugen oder Sachzeugen interpretiert und präsentiert werden; aber mit welchem Sinn und für wen?

Wissenschaftliche Disziplinen, ihre theoretischen Deutungsmuster, Begriffsschemata und materiellen Wirklichkeitsbezüge bestimmen den Kanon der Sammlungsobjekte und ihre Präsentationen weitgehend; darüber hinaus ist es der professionelle Kreis von Museumsfachleuten mit wissenschaftlichem Anspruch, der das Museumsgut seiner Deutung unterwirft, oder besser: die musealisierten Objekte zu Symbolen seines kodifizierten Selbstverständnisses macht. Im Extremfall führt dies zu Objektpräsentationen, die nur über den Rückgriff auf Spezialliteratur entschlüsselbar sind und damit wiederum eher den Fachverstand bedienen als „Laienbesucher“ und deren Interessen berücksichtigen.

Obwohl derartige Ausstellungskonzeptionen nur noch gelegentlich umgesetzt werden, bleibt das Grundproblem jedoch erhalten, solange nicht die

Grundsituation der Besucher, ihre Blickwinkel und Orientierungsprobleme mitberücksichtigt werden. Gerade Museumsfachleute neigen dazu, ihre eigenen professionellen Maßstäbe und Sichtweisen auf die potentiellen Museumsbesucher zu übertragen. Die Faszination authentischer Exponate mit objektivierbarem historischen Hintergrund wird ja nicht nur von Walter Benjamin mit dem Begriff der „Aura“ für Kulturobjekte gefaßt, um die gleichzeitige materiale Gegenwart des betreffenden Objektes zusammen mit dem nur emotional und kognitiv erschließbaren, geschichtsträchtigen kulturellen Sinngehalt bezeichnen zu können¹.

Auch heute werden historische Museen als Orte umrissen, wo – mit der Sammlung historischer Güter und Symbole – unmittelbare Erfahrungsformen möglich seien, und nur dort könne Geschichte über den Weg eines authentischen Objektzugangs vermittelt werden. Gerade dies mache die Eigenart und die Unverwechselbarkeit des historischen Museums als kulturelle Institution aus. Es handele sich dementsprechend um eine Bildungseinrichtung und um einen Lernort eigener Art, der durch nichts zu ersetzen sei. Die Unmittelbarkeit der Anschauung geschichtsträchtiger Objekte ver helfe Menschen dazu, Geschichte nicht nur als trockenen Stoff dargeboten zu bekommen, sondern eine ganzheitliche Erfahrung zu machen, die kognitive Anmutungen mit emotionalen Erlebnissen verknüpfe und auf diese Weise nicht nur eine Vergewärtigung historischer Begebenheiten bewirke, sondern ihren Einfluß auf die Gegenwart handgreiflich werden lasse: Erst aus dem Geschichtserlebnis könne Geschichtsbewußtsein erwachsen.

Einsichten wie die von Walter Benjamin, Gottfried Korff², Umberto Eco³ und anderen entsprechen in der Tat einem durchaus eigenen Bewußtsein und Selbstverständnis, nämlich dem der „Culturati“ und der „Literati“ – das heißt, der geistigen Elite. Es geht hier gar nicht um Bildung oder Lernvorgänge; tatsächlich handelt es sich um ein sensuali-

1 Vgl. Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt/M. 1963, S. 18.

2 Vgl. Gottfried Korff, *Die Popularisierung des Musealen und die Musealisierung des Popularen*, in: Gottfried Fliedl (Hrsg.), *Museum als soziales Gedächtnis?*, Klagenfurt 1988, S. 9–23.

3 Vgl. Umberto Eco, *Das Foucaultsche Pendel*, München 1989, S. 14.

stisch-ästhetisches Erlebnis, das aus dem Gegenteil von Entfremdung erwächst, nämlich aus dem vorweg erarbeiteten Objektwissen, seinen Deutungen und seinen vielfältigen Bedeutungsanmutungen.

Für das große Besucherpotential historischer Museen gelten diese Voraussetzungen jedoch nicht. Dabei ist darauf aufmerksam zu machen, daß dies keine empirische Aussage ist von der Art wie: „Besucher wissen nichts und sollen im Museum lernen.“ Es betrifft vielmehr die Klarlegung des Verhältnisses zwischen aufbereiteten Museumsobjekten einerseits und dem Betrachter andererseits – also die Kommunikationsvorgänge in Museen. Jede objektive Betrachtung derartiger kommunikativer Beziehungen in Museen muß von folgenden Voraussetzungen ausgehen:

- Betrachter kommunizieren nicht mit Objekten: Museumsobjekte sind Kommunikationsvorlagen und Kommunikationsangebote.
- Erlebnisse mit Objekten in Museen beziehen sich auf kommunikative Vorerfahrungen, auf Erwartungen und auf Antizipationen für noch in der Zukunft liegende Kommunikationen.

Dies wird insbesondere deutlich, wenn der Stellenwert von musealisierten Objekten und ihre Würdigung als bedeutsame Kulturgüter mitbedacht wird. Objekte in Museen werden nicht als sachliche Gegenstände ausgestellt, sondern als Vergegenständlichungen ideeller, also geistiger und kultureller Bedeutungsfelder – ob sie nun ästhetischer Art sind, einen Erinnerungswert aufweisen, zu Gedanken anregen sollen oder aber mit symbolisch-politischem Inhalt besetzt werden. Eine unmittelbare Erfahrung mit Objekten gibt es nicht; Entschlüsselungsakte sind notwendig; erfolgreiche Entschlüsselungsakte setzen motivationale Nähe zum Umkreis der ausgestellten Objekte und die kognitiven Voraussetzungen zur Entschlüsselung – nämlich weiterführende Bildung – voraus.

Entschlüsselungsakte erfordern Interpretations- und Selektionsleistungen. Beides bedarf wiederum der Kommunikationsvorgänge, die dem symbolischen Umkreis der betreffenden Objekte entstammen und darüber hinaus eine Art von gedachter Vorwegnahme von Kommunikationen mit ideellen oder realen Partnern darstellen. Derartige Voraussetzungen werden häufig übersehen; manchmal auch von denjenigen, die es eigentlich besser wissen müßten. Vorstellungen vom „Bildverstehen“ als einer sensualistischen Erfahrung mit besonderer hermeneutischer Kraft, die über die „Gestaltwahrnehmung“ verläuft – die also besondere Qualitäten, eine besondere Tiefendimension und

Prägestärke besäße –, stecken dahinter. Damit hat es tatsächlich seine Richtigkeit, allerdings mit einem Pferdefuß: Art, Richtung und Inhalt des Bildverstehens bestimmen sich nicht oder nur am Rande durch das Exponat und seine Interpretation durch den Kurator, sondern vor allem durch die bereits im Kopf des Betrachters vorhandenen Deutungsschemata.

Die Schlußfolgerung für die Würdigung musealisierten, historisch bedeutsamer Objekte lautet also: Alltagstheorien bestimmen den Stellenwert der wahrgenommenen Objekte; sie bestimmen die jeweiligen Selektions- und Interpretationsvorgänge. Sofern Geschichtskennntnisse ausführlicher Art vorliegen, werden die Alltagstheorien durch wissenschaftliche Theorien, durch Hypothesen, durch vergleichende Bewertungen ersetzt, die wir dann „objektiv“ zu nennen gewohnt sind.

Das Objektverstehen wird also geleitet durch Alltagstheorien – mit einer Besonderheit allerdings, die unserem Verständnis von „Theorie“ widerspricht. Denn im Gegensatz zur Kommunikation anhand sprachlicher und schriftlicher Medien erfolgt die Bildwahrnehmung zunächst nicht diskursiv, sondern assoziativ⁴. Man kann aus einem Objekt allein oder aus einer Objektansammlung die Bedeutung nicht einfach „dekodieren“, sondern man assoziiert Gestaltideen anhand von Objekten – im Zweifel unabhängig von ihrer geschichtswissenschaftlich zugemessenen Bedeutung. Bei fehlendem oder in irgendeinem Sinne unzureichendem Vorverständnis bedeutet dies die Unmöglichkeit, ohne zusätzliche mediale Hilfen und Unterstützungen den Hintergrund der Objektbedeutung zu entschlüsseln.

II. Lernvorgänge im Museum und ihre Voraussetzungen

Es liegen eine Reihe von Untersuchungen vor, die auf direktem oder indirektem Wege versucht haben, „Wirkungen“ von Museumsbesuchen auf den Wissensstand der Besucher zu messen oder zumindest Anzeichen für Kenntniserweiterungen im Anschluß an Museumsbesuche zu ermitteln⁵. Die Ergebnisse lassen Rückschlüsse auf die Art der Kommunikationsstrukturen in Museen zu; hieraus sollen Grenzen und Möglichkeiten der Bemühun-

4 Vgl. Pierre Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/M. 1970.

5 Vgl. Chandler Screven, Exhibit evaluations – a goal-referenced approach, in: Curator, (1976) 1, S. 271–290.

gen um Erweiterung des Geschichtshorizontes von Besuchern abgeleitet und Grundzüge der kommunikativen Strukturen in Museen erörtert werden.

Eine der facettenreichsten Studien wurde zwischen 1987 und 1989 vom Haus der Bayerischen Geschichte zu dem Zweck initiiert, die Wirksamkeit einer problembezogenen Ausstellung zu prüfen, die mit hohem materiellen und didaktischen Aufwand zur Aufklärung über „Geschichte und Kultur der Juden in Bayern“ aufgebaut wurde⁶.

Beim Versuch der Würdigung empirischer Befunde für die Beantwortung der Frage nach dem Beitrag von Museumsbesuchen zum historischen „Lernen“ muß die Tatsache berücksichtigt werden, daß die Ergebnisse auf der Grundlage einer zielgerichteten Ausstellung mit einem einzigen dominierenden Themenaspekt gewonnen wurden. Für die Vielzahl historischer Museen gilt dies jedoch nicht: Sie enthalten eine Fülle von Exponaten und Abteilungen mit heterogenen Themenstellungen, Geschichtsepochen und insgesamt gesehen zahlreichen Themenbereichen mit nur geringfügigem Bezug zueinander. Das heißt: Die Ausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte stellte eine außergewöhnlich günstige Situation zur Gewinnung neuer Erfahrungen und Wissenszuwächse mit Blick auf historische Kontexte dar. Einige der im vorliegenden Zusammenhang bedeutsamen Ergebnisse der Evaluierung des Ausstellungsertrags lassen sich wie folgt zusammenfassen.

Insgesamt gesehen ergab der Vergleich des Kenntnisstandes vor und nach dem Ausstellungsbesuch eine durchschnittlich leichte, statistisch nur wenig bedeutsame Vermehrung der Kenntnisse über das Ausstellungsthema bei den Besuchern; das heißt: hier wirkte nicht die Ausstellung, sondern der Zufall.

Bei einer Aufgliederung der Besucher nach Bildungsstand stellte sich heraus, daß Besucher ohne Basiswissen über das Ausstellungsthema durch den Besuch kaum neue Kenntnisse hinzugewannen. Dies gilt ebenso für Menschen mit höherem, aber durchschnittlichem Wissen. Anders dagegen steht es mit kenntnisreichen Besuchern: Sie lernten in der Tat dazu und profitierten überdurchschnittlich vom Ausstellungsbesuch.

⁶ Vgl. Siegfried Lamnek/Otto Schwenk, Alltagswissen und Einstellungen. Ergebnisse einer qualitativen Studie zur Ausstellung: „Geschichte und Kultur der Juden in Bayern“, München 1989; Siegfried Lamnek, Die Evaluation von Evaluationsstudien, in: Haus der Bayerischen Geschichte (Hrsg.), Besucherforschung und Vermittlungsstrategien in historischen Ausstellungen, München 1991, S. 33–51.

Trennt man in der Datenauswertung Schüler von den übrigen Besuchern, so stellt sich heraus, daß die Wissenserweiterung bei Schülern insgesamt gesehen geringer ausfiel als bei den „normalen“ Besuchern. Schüler, die im Klassenverbund die Ausstellung besuchten, lagen beim Informationsgewinn vor den einzeln das Museum besuchenden Schülern. Innerhalb der Schülergruppierungen zeigte sich, daß Haupt- und Berufsschüler die geringsten Vorkenntnisse und auch den geringsten Wissenszuwachs durch den Besuch der Ausstellung aufwiesen. Realschüler und insbesondere Gymnasiasten mit hohem Kenntnisstand lernten in der Ausstellung auch am meisten.

Wurde in der Schule vor dem Besuch über das Ausstellungsthema referiert, stieg der Wissenszuwachs durch den Besuch deutlich an. Das höchste Vorwissen besaßen solche Schüler, die sich aus eigenem Antrieb mit dem Thema befaßt hatten; auch bei ihnen hatte die Ausstellung Lerneffekte, obwohl die Informationszunahme insgesamt geringer war als in der Schülergruppe mit klassenbezogener Vorbereitung.

Die Schlußfolgerungen aus dieser Untersuchungsreihe liegen auf der Hand:

- Je höher ein vorgängiger Kenntnisstand über das Ausstellungsthema ist, desto höher ist der Lernerfolg, und umgekehrt: Bei geringem oder durchschnittlichem Vorwissen ist der Lerngewinn durch Museumsbesuche vernachlässigbar.
- Freiwilligkeit des Ausstellungsbesuchs ist mit höherer Lernbereitschaft verbunden und erzielt bessere Lernerfolge.
- Das gleiche gilt für den Faktor „Interesse am Ausstellungsthema“, indiziert durch vorgängige eigene Beschäftigung mit dem Thema.
- Wird im Klassenverband das Thema vorwegbehandelt, so läßt sich ebenfalls ein Wissenszuwachs durch Ausstellungsbesuche erreichen.

Stellen die geschilderten Ergebnisse nun das Fazit für die Frage nach dem Stellenwert historischer Museen für Lernvorgänge der Besucher dar? Sie tun es in einem vielleicht unerwarteten Sinne, wie ein Vergleich zu Akzeptanz- und Wirkungsstudien aus scheinbar heterogenen Lebensbereichen zeigt. Wenn etwa Studenten ihre Dozenten, deren Vorlesungsstil und den Lernertrag beurteilen sollen, dann dient – wie zu erwarten ist – auch hier die eigene subjektive Studiensituation und nur ansatzweise die „objektive“ Leistung des Dozenten als

Maßstab der schließlichen Bewertung⁷. Man schreibt der Leistung der Dozenten besonders dann einen hohen Lernertrag zu, wenn:

- der Besuch der Vorlesung auf freiwilliger Basis erfolgt, wenn also keine Pflichtveranstaltung vorliegt;
- das Interesse am Vorlesungsstoff hoch ist, indiziert durch die Bereitschaft, außerhalb der Veranstaltung den Stoff zu verarbeiten;
- der Vorlesungsstoff beliebt ist; das heißt, wenn im Rahmen des jeweiligen Fachgebietes der in der Vorlesung behandelte Stoff von der Mehrzahl der Studierenden als besonders attraktiv angesehen wird.

Dem Wechselspiel zwischen „Sender“ und „Empfänger“ im Museum und im Hörsaal liegt eine Reihe ähnlicher Faktoren zugrunde, die sich von klassischen Lernsituationen grundlegend unterscheiden und möglicherweise für Art und Umfang der Verarbeitung wahrgenommener Informationen verantwortlich sind.

Damit Vermittlungsabsichten im Sinne der Vermehrung von Kenntnissen oder auch der Vermittlung von Informationen aus fachlichen Diskursen oder der Sensibilisierung gegenüber historischen Entwicklungen wirksam werden, gibt es Zusammenhänge, die üblicherweise mit dem Ausdruck „Lernsituation“ umschrieben werden⁸. Voraussetzungen für derartige Lernsituationen sind:

- die Aufgeschlossenheit der Teilnehmer;
- die Möglichkeit der Rückkoppelung zwischen Teilnehmer, Vermittler und den dazugehörigen Symbolen;
- die eigene Aktivität der Teilnehmer;
- ein durch die Situation geschaffener direkter oder indirekter leichter Lerndruck;
- eine der Lernsituation entsprechend didaktisch aufbereitete, sachlogisch klare Exponatstruktur.

Dies alles setzt eine eindeutige Gruppensituation voraus, in der nicht nur die personale Ansprache garantiert ist, sondern auch eine gegenseitige Verstärkung der Teilnehmer stattfindet, was wiederum eine ungefähr gleiche Vorbildung oder Vorbereitung der Teilnehmer erfordert. Sofern der Museumspädagoge oder Museumsdidaktiker nicht Teil dieses Netzwerkes ist, muß er über diese Vor-

aussetzungen informiert sein oder sich in vorbereitenden Gesprächen darüber informieren können.

Die vorstehenden Hinweise auf Voraussetzungen für erfolgreiches Lernen sind deshalb angebracht, weil sie in Museen gewöhnlich fehlen – abgesehen von strukturierten Besuchergruppen, die sich bereits vor dem Museumsbesuch intensiv mit der Ausstellungskonzeption oder mit den Exponaten auseinandergesetzt haben.

Selbst Schulbesuche in Museen unterliegen einer Dynamik, die während des Besuches das Vorliegen einer Lernsituation nur in Ausnahmefällen wahrscheinlich werden läßt, eben weil im Selbstverständnis der Schüler der Museumsbesuch als Ausnahme vom Schulalltag mit seinen speziellen Lernanmutungen gesehen wird. So bedeutsam für Schüler die Anregung zum weiteren Umgang mit dem Gesehenen auch immer sein mag: Eine Lernsituation wird sich nur unter außergewöhnlichen Umständen im Museum selbst schaffen lassen.

III. Das historische Museum als Massenmedium eigener Art

Diese fehlenden Grundlagen, die zu einem erfolgreichen Lernen innerhalb des Museums hinführen können, haben etwas mit der Struktur von Museen selbst zu tun. Das Museumswesen stellt im Unterschied zu anderen Bildungseinrichtungen eine Institution dar, die ihrer Struktur nach symbolische Inhalte an ein umfangreiches, heterogenes und verstreutes Publikum verbreitet. Aus diesem Grund ist mit wenigen Ausnahmen die Darbietung der Exponate sowie ihre Deutung nicht auf die Bedürfnisse eindeutig identifizierbarer Besuchergruppierungen mit ihren je spezifischen Vorstellungen, Vorlieben und Wissensvoraussetzungen ausgerichtet. Dies hat zur Folge, daß Exponataufbau und Zusatzinformationen für das Publikum eher nach fachlichen als nach didaktischen Kriterien aufbereitet werden. Da die Experten nur in seltenen Fällen aufgrund der Heterogenität der Besucher eindeutige Rückmeldungen erhalten, sind es vor allem ihre Vorstellungen von kulturellen Werten, die dem Publikum vermittelt werden. Sie entsprechen weitgehend der jeweiligen Sprachform der Experten, wie sie auch in wissenschaftlichen Publikationen und Katalogen niedergelegt sind⁹.

7 Vgl. Helmut Kromrey, Studentische Vorlesungskritik, in: Soziologie, (1993) 1, S. 39–56.

8 Vgl. Heiner Treinen, Museumspädagogik und Besucherverhalten, in: Sowi, (1981) 4, S. 213–219.

9 Vgl. Bernhard Graf/Heiner Treinen, Besucher im technischen Museum, Berlin 1983, S. 119–158.

Aus diesen wenigen Bemerkungen wird deutlich, daß trotz aller Unterschiede Museen Eigenheiten von *Massenmedien* aufweisen; und genau hieraus ergeben sich eine ganze Reihe von Problemen, wenn Museumsdidaktiker versuchen, Museumsinhalte besucherorientiert zu gestalten. Wir finden nämlich, daß bei Besuchern durchweg Handlungs- und Interpretationsformen auftreten, die ebenfalls aus massenmedialen Anmutungen bekannt sind. Der massenmedialen Informationsauswahl entspricht ein kulturelles „window-shopping“ in Museen. Die Verweildauer vor einzelnen Exponaten ist extrem kurz; zum Teil derart gering, daß nicht einmal der kognitive Gehalt kurzer Texte wahrgenommen wird. Gleichzeitig bemüht sich der überwiegende Teil der Besucher, das gesamte Museum bzw. die gesamte Ausstellung mit allen Inhalten zu besichtigen.

Dies erinnert wiederum an Verhaltensweisen, wie sie massenmedialen Situationen entsprechen. Einige Gründe hierfür lassen sich leicht entschlüsseln. Das Verhältnis des Besuchers zum Objekt und der dahinterstehenden Interpretation ist „asymmetrisch“ und nur in seltenen Ausnahmen interaktiv: Informationen und der Hintergrund der Darbietung von Exponaten können vom Betrachter nicht mitbestimmt werden; die Informationsdarbietung über diese Punkte ist einseitig. Der massenmedialen Motivationsbasis entspricht das Neugierverhalten eines Großteils der Besucher, das mit der ständigen Suche nach zusätzlichen Anreizen gekoppelt ist. Analog zur Verarbeitung massenmedialer Ausstrahlungen ist die Informationssuche und Informationsverwertung weniger zielgerichtet als expressiv, weniger kognitiv als emotional orientiert. Ebenfalls analog zu den Wirkungen massenmedialer Ausstrahlungen sind für Lernprozesse weniger die Absichten der Kuratoren entscheidend als vielmehr individuell vorhandene Verarbeitungsstrukturen und Überzeugungen der Besucher; diese können sich sogar gegen scheinbar offensichtlich dargebotene Bedeutungsmuster durchsetzen. Historische Objekte in musealen Präsentationen stellen für die Vielzahl der Besucher also Symbole dar, die in einem für die meisten unbekanntem, aber statushohen Interpretationszusammenhang stehen.

Und ebenso wie im Fall von Massenmedien – seien dies nun Printmedien oder elektronische Medien – besteht auch für Ausstellungsbesucher ein außerordentlich hoher Informationsüberschuß. Lediglich ein Bruchteil der dargebotenen Exponate und Inhalte wird im Gedächtnis gespeichert; dies gilt in

gleichem Maße für didaktisch orientierte Exponataufbereitungen¹⁰.

Fassen wir zusammen: Lerneffekte über museale Darbietungen im Sinne der Vermittlung von Geschichtskennntnissen sind nur dann zu erwarten, wenn vor den Museumsbesuchen Strukturwissen erworben wurde und wenn gleichzeitig ein spezielles Interesse aktiviert wird, das den Museums- und Ausstellungsbesuch auf ein Thema beschränkt oder aber auf einen speziellen Deutungszusammenhang hin fokussiert.

Die Sichtweise von Analytikern massenmedialen Verhaltens auf die Verarbeitungsweisen durch die Empfänger steht in totaler Konkurrenz zu pädagogischen und didaktischen Ausrichtungen, die einen normativen Ausgangspunkt haben, also stärker das „Sollen“ gegenüber der tatsächlichen Befindlichkeit von Menschen hinsichtlich medialer Einflüsse betonen. Pädagogen und Didaktiker sind an Befindlichkeiten orientiert, bei denen Menschen unter dem Einfluß lernbezogener, zielgerichteter Einflüsse stehen. Vorausgesetzt und mitgedacht wird eine kommunikative Situation, welche Widerstände gegenüber zielgerichtetem Lernen durch Orientierung aneinander überwinden hilft, sowie eine kollektiv wirksame Unterordnung unter eine gemeinsame, instrumentelle, ziel- und zweckbestimmte Autorität, um die Kluft zwischen dem eigenen Wissen und dem noch nicht realisierten Wissen zu schließen¹¹.

Theoretiker von Massenkommunikationsverhalten haben einen anderen Satz von Verhaltensdispositionen und äußeren Anmutungen im Auge, bevor sie ihre Analysen beginnen. Zentral für derartige Analysen ist eine Grundsituation, in der eine unbestimmte Vielzahl von Menschen mit heterogenen Haltungen und Wissensvoraussetzungen gleichen Reizen ausgesetzt wird, wobei die Zielbezüge der Teilnehmer ebenfalls sehr heterogen sind. Im Unterschied zu pädagogisch relevanten Situationen liegt also kein „Lernziel“ vor; im Gegenteil: Die an massenmedialen Ausstrahlungen beteiligten Personen mögen zwar interessiert sein, in erster Linie jedoch ist das Eingehen auf die Inhalte am Unterhaltungswert ausgerichtet. Man läßt Ereignisse und Sendungen eher an sich vorüberziehen (oder zieht an ihnen vorüber wie im Museum), bis Anregungen erfolgen, die durch eigenes Vorwissen und über erworbene Verarbeitungsmodi

10 Vgl. Heiner Treinen, Was sucht der Besucher im Museum? Massenmediale Aspekte des Museumswesens, in: G. Fliedl (Hrsg.) (Anm. 2).

11 Vgl. Klaus Weschenfelder/Wolfgang Zacharias, Handbuch Museumspädagogik, Düsseldorf 1988.

induziert werden. Es ist kein Zufall, daß Massenkommunikationsforscher bereits früh zu der Erkenntnis kamen, die Ausstrahlung gleicher Inhalte an zahlreiche Menschen ohne interaktiven Zusammenhang miteinander habe keineswegs eine identische kritische oder unkritische Übernahme der Inhalte zur Folge. Vielmehr fanden sie bei der Analyse von Wirkungen im Sinne von Wissenszunahme und Einstellungsveränderungen heraus, daß erst im nachhinein, also nach Beendigung des einseitigen asymmetrischen medialen Einflusses, Wirkungen zu erzielen waren – dann nämlich, wenn die über Medien erfahrenen Inhalte auch von außen verstärkt werden konnten¹².

Mit diesen Bemerkungen soll keineswegs angedeutet werden, die Institution des Museumswesens sei ein Massenmedium wie jedes andere. Wichtigster Unterschied zu allen anderen Massenmedien ist die Tatsache, daß die massenmediale Funktion von Museen wider Willen eingetreten ist. Die Diskrepanz zwischen dem Selbstverständnis der Museumsfachleute und dem der Mehrheit der Besucher ist dem Museumswesen von seinem Ursprung her eigen und bis heute nicht aufgehoben, was im übrigen auch weder wünschenswert noch der öffentlichen Bedeutung förderlich wäre. Die Bestrebungen der Museumskuratoren sind darauf gerichtet, einem gedachten Besucher den rationalen Nachvollzug des Sinns von Exponaten und von Zusammenhängen zu ermöglichen, die außerhalb des Exponats liegen, aber mitreflektiert werden müssen, um den Gehalt der Ausstellung erschließen zu können – natürlich eher den Sinn und den Gehalt, der vom Fachverstand der Aussteller her von zentraler Bedeutung ist. Sofern nun feststeht, daß dieses Ziel kaum erreicht wird, weil in massenmedialen Situationen der jeweilige individuelle Bestand an Wissen und Reflexionsfähigkeit entscheidender ist als der ausgestrahlte Inhalt, so scheinen die Ziele der Museumsdidaktiker verfehlt zu sein – Analysen von Erlebnissen der Besucher deuten jedoch auf das Gegenteil hin.

Museale Objekte besitzen einen komplexeren Anmutungswert, als die beigelegten Verständniszusätze (Beschreibungen, Erläuterungen) suggerieren – ein Sachverhalt, den höchstens diejenigen außer acht lassen, die das Museum ausschließlich oder vorwiegend als Lehr- und Lernanstalt auffassen. Neben den Museumsdidaktikern wissen dies aber vor allem die Besucher. Der totale Sinnesreiz – oder besser die Erwartung eines solchen – ist mit

übergroßer Wahrscheinlichkeit Hauptanziehungspunkt für Museumsbesuche, auch wenn die Komplexität schließlich doch nicht wahrgenommen werden mag. Der unmittelbare Reiz bedeutungsgeladener Objekte besteht gerade darin, daß – eben wegen ihrer Komplexität – auch solche Assoziationsketten abgerufen werden können, die nicht oder nur im peripheren Sinn Teil der musealen, offiziellen Bedeutungszuweisung sind. Zwar wird in solchen Fällen der „kollektive Kulturgehalt“ der betreffenden Objekte, der ja Bestandteil pädagogisch-didaktischer Arbeit sein soll, kaum berührt; es können aber Verbindungen zu persönlichen Vorlieben gefunden werden, die dann den Erlebnisgehalt eines Museumsbesuchs ausmachen. Tritt eine solche Verbindung von Objekten oder Exponatreihungen mit einem individuellen Vorverständnis ein, dann erhalten für die Erinnerung die wahrgenommenen Objekte eine Art Kettenfunktion: Sie können als Ausgangspunkt für die Aufnahme, Verarbeitung und komplexe Speicherung von Informationen dienen und damit die Voraussetzung für die Aufnahme neuen Wissens schaffen.

Wichtig für derartige Langzeitwirkungen von Besuchen historischer Museen und Ausstellungen auf Inhalt, Art und Form von Geschichtsbewußtsein sind kommunikative Akte im nachhinein. Voraussetzung hierfür ist jedoch, daß Museumsbesuche einen hohen Status besitzen; das heißt: daß die Erwähnung von Museumsbesuchen das Selbstwertgefühl des Sprechers zu bestätigen vermag. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind hier wiederum die Angehörigen der Bildungsschichten bevorzugt¹³; es sei denn, der Öffentlichkeitsarbeit historischer Museen gelingt ein Zugriff, der historische Fragen außerhalb des symbolischen Zusammenhangs mit dem Etikett „weiterführende Bildung“ stellt.

Damit langfristige Wirkungen der angedeuteten Art eintreten können, sind zusätzliche Reize neben der unmittelbaren Objektanschauung erforderlich – nämlich solche, die der Sinneswahrnehmung eine Qualität geben, die sie aus dem kontinuierlichen Strom von Eindrücken heraushebt. Solche Zusatzreize bestehen nicht nur darin, daß innerhalb der Ausstellung durch Stellung oder Hängung, durch Vereinzeln oder durch mediale Ausstattung den Exponaten besondere Reizqualitäten verliehen werden; mindestens ebenso wichtig ist es, daß der Besucher sich vorweg auf die Anschauung vorbereitet hat. Das muß nicht aus eigenem Antrieb allein erfolgen. Häufig werden – über massenmediale Verbreitung – historische Ausstel-

12 Vgl. Wolfgang Donsbach, Die Selektivität der Rezipienten, in: Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.), Medienwirkungen, Bonn 1992, S. 25–70.

13 Vgl. Hans-Joachim Klein/Monika Bachmayer, Museum und Öffentlichkeit, Berlin 1981.

lungen schon vor der Eröffnung zu kulturellen Ereignissen, die beim besuchswilligen Publikum kenntnisweiternde Kommunikationen fördern. Derartige Situationen sind außergewöhnlich; mit Ausnahme medienwirksamer Wechselausstellungen läßt sich ein hoher öffentlicher Aufmerksamkeitsgrad lediglich in den überregional bekannten, großen Museen erreichen.

Aus der besucherorientierten Museumsforschung besitzen wir Hinweise, daß und mit welchem Effekt der massenmediale Anteil an der Besuchersituation in historischen Museen durchbrochen werden kann. Verhaltensanalysen von Museumsbesuchern in historischen Ausstellungen zeigen – wie erwähnt – regelmäßig eine außerordentlich kurze Verweildauer vor Einzelobjekten, mit der Tendenz, die gesamte Ausstellung zu durchwandern – zumindest gilt dies für die Mehrzahl aller Besucher. Persönliche Merkmale der Besucher (Interessenlage, Grad der formalen Schulbildung, kognitive Nähe zu den ausgestellten Objekten) besitzen kaum einen Einfluß auf das von uns als massenmedial charakterisierte Verhalten¹⁴. Erst die Unterscheidung nach Erstbesuchern und Mehrfachbesuchern der gleichen Ausstellung läßt Verhaltensunterschiede erkennbar werden, und hier vermag gleichzeitig eine Erklärung für unterschiedliche Verhaltensäußerungen und den damit vermutlich einhergehenden Lerneffekten zutage zu treten. Erstbesuche (oder wiederholte Besuche unterschiedlicher Wechselausstellungen im gleichen Haus) lassen sich idealtypisch als „Orientierungsphase“ mit Blick auf die dargestellten historischen Inhalte kennzeichnen. In dieser Phase neigen Besucher zum kulturellen „window-shopping“; Texte werden häufig nur angelesen, unauffällige Exponatreihungen eher vernachlässigt. Als Grundtendenz lassen sich Motivationen vermuten, die einem Großteil des Freizeitverhaltens eigen sind: Menschen wollen ausgehen, sich vergnügen, während sie gleichzeitig erwarten, daß im Museum die eigene Vergangenheit und Gegenwart dargestellt wird. Man geht ferner davon aus, daß im Museum bekannte und hochgeschätzte Objekte auftauchen und daß ihre historischen Zusammenhänge fachwissenschaftlich, das heißt im Besucherverständnis objektiv gedeutet werden.

In der Orientierungsphase werden Unterschiede im Strukturwissen und in den Vorkenntnissen sich noch nicht in Verhaltensunterschieden äußern. Allerdings werden auch eher beiläufige Objektwahrnehmungen bei entsprechend vorgebildeten Besuchern eher zu „Verarbeitungsprozessen“ führen,

die mit dem Ausdruck „Lernen“ bezeichnet werden können, doch wird diese Verarbeitung zunächst eher assoziativ sein. Anders als im Falle des Umgangs mit Texten wirkt die Anschauung von authentischen Objekten stärker emotionalisierend auf die Betrachter – auch dann, wenn der darauffolgende Verarbeitungsmodus eher individuellen Vorgaben entspricht und sich keineswegs nach den angebotenen Deutungsmustern richten wird.

Erst im Falle von Mehrfachbesuchern zeigen sich bereits im Verhalten Ansätze, die auf eine intensivere geistige Beschäftigung hindeuten. Die Auswahl der besuchten Abteilungen ist gezielter, die Verweildauer vor den Objekten länger; der Zusammenhang mit vorab erworbenem Strukturwissen und Kenntnissen wird dichter; die Kommunikation mit Gleichgesinnten innerhalb und außerhalb der Ausstellung über das ausgewählte Thema verstärkt sich.

Das historische Museum wird für Besucher dann zur Stätte der herrschaftsfernen Auseinandersetzung mit einem Faszinosum: Die für geschichtliche Entwicklungen eher beiläufigen Gehalt tragenden Objekte und Exponate können an das subjektive Erlebnis des Museumsbesuchs derart gekoppelt werden, daß neben der räumlichen auch eine sensualistisch anregende Nähe entsteht. Hiermit werden zusätzliche Gedächtnisspuren gebahnt, die den Gehalt der vermittelten Eindrücke emotionalbildhaft verstärken und damit Vertiefungen vorhandener historischer Bewußtseinslagen ermöglichen. Gleichzeitig scheint durchgängig ein weiteres Grundmotiv bei Besuchern wirksam zu sein, das vor allem bei der Nutzung qualitativer Forschungsverfahren zum Ausdruck kommt: Man will sich über die musealen Darbietungen „eine eigene Meinung bilden“.

Dies ist durchaus realistisch, weil keine objektbezogene Didaktik denkbar ist, die alle handlungs- und bildungsrelevanten Dimensionen der ausgestellten Objekte abzudecken imstande wäre. Auswahl und Abfolge der Darbietung musealisierter Objekte werden durch systematische, historische Gesichtspunkte bestimmt; und dies wiederum bedeutet, daß nur ein Bruchteil der wahrnehmungsbestimmenden Objektaspekte der didaktischen Würdigung unterliegen. Das Museumswesen hat der Tendenz zur Unanschaulichkeit wissenschaftsbezogener Darlegungen widerstanden; historische Objekte werden in ihrer Ganzheit angeboten und nicht in ihrer von Historikern hervorgehobenen speziellen Bedeutung allein¹⁵.

14 Vgl. B. Graf/H. Treinen (Anm. 9), S. 195 ff.

15 Vgl. Krzysztof Pomian, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1988.

Dem historischen Museumswesen kann kein eindeutiger Zweck zugeschrieben werden. Es stellt eine Ausnahme im Zeitalter der wissenschaftlichen Rationalität dar: Seine Organisation ist diffus, seine Wirkungen sind unbestimmt. Genau dies sind Merkmale, die im soziologischen Sprachgebrauch mit dem Terminus „Kultur“ insgesamt verknüpft sind; und die Bedeu-

tung von Kultur besteht gerade darin, für alle funktionsspezifischen Einrichtungen sowie für Menschen in völlig unterschiedlichen Lagen eine nicht bestreitbare, gemeinsame, mentalitätsformende Grundlage abendländischer Lebensformen zu vermitteln und aufrechtzuerhalten, die allen arbeitsteiligen Strukturen übergeordnet ist.

Hermann Glaser: Von einigen meiner deutschen Augenblicke. Eine Deutschstunde aus Anlaß der Eröffnung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 23/94, S. 3–10

Die persönlich fundierten und formulierten Rückblicke auf einige Erfahrungen in und mit der Bundesrepublik Deutschland kreisen u. a. um die Frage, ob nach beinahe fünfzig Jahren demokratischer Entwicklung der Bruch mit der unheilvollen Vergangenheit durch Trauer- und Erinnerungsarbeit eindeutig genug vollzogen ist. Auf der Grundlage dieser Erfahrungen wird sodann danach gefragt, ob eine deutsch-deutsche Identität durch offenen Diskurs und gegenseitiges Einfühlungsvermögen – jenseits illusionär-harmonisierender Eindimensionalität – erreichbar ist. Ferner: Wird bei allem Wert von Streitkultur die Notwendigkeit von Synthesis als einer Alternativen „aufhebenden“ (bewahrenden, überwindenden, weiter- und höherbringenden) Kultur, erkannt werden? Wird „Modelldenken“, das die dogmatische Utopie genauso meidet wie die orientierungslose Beliebigkeit, genügend „Nischen“ für die Zivilgesellschaft schaffen können, damit durch „Entschleunigung“ das Erproben jeweils besserer Lösungen eine Chance erhält? Solche Modelle, zu Verifikation und Falsifikation auffordernd, ermöglichen pluralen Konsens und klären jeweils ein Stück Zukunft konkret auf. Antizipatorische Vernunft bedarf des Möglichkeitsraumes.

Diese Erfahrungen, Fragen und bilanzierenden Feststellungen sind ein Teil der Demokratiegeschichte der Bundesrepublik, ein Ferment ihrer politischen Kultur. Der historische Rückblick darf sich aber nicht mit den Fakten allein begnügen, sondern er ist stets auch dem prekären Gleichgewicht von Offenheit und Selbstvergewisserung, das heißt letztlich von Moral und Macht, verpflichtet.

Hermann Schäfer: Begegnungen mit unserer eigenen Geschichte. Zur Eröffnung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn am 14. Juni 1994

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 23/94, S. 11–22

Das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ist „der Geschichte unseres Staates und der geteilten Nation“ gewidmet (Bundeskanzler Helmut Kohl). Die Nation ist nicht mehr geteilt, der Staat besteht weiter und entwickelt sich fort. Das Bonner Haus der Geschichte begleitet als zeitgeschichtliches Museum für ganz Deutschland diese historische Entwicklung. Es will für die Menschen in Ost und West Anstöße geben, sich mit Fragen und Problemen deutscher Zeitgeschichte aktiv auseinanderzusetzen.

Das Haus der Geschichte wurde auch gegründet, um der Geschichtsvergessenheit entgegenzuwirken, die von Historikern und Pädagogen ebenso wie von Politikern in den siebziger und achtziger Jahren zunehmend als Gefahr für den Bestand des Pluralismus und der parlamentarischen Demokratie erkannt wurde.

Kernziel des neuen Museums ist es, die deutsche Nachkriegsgeschichte erfahrbar und die Funktionsmechanismen der pluralistischen Demokratie nachvollziehbar zu machen. Die Dauerausstellung zur deutschen Geschichte seit 1945 ist von einem neuen strukturgeschichtlichen Ansatz geprägt, der die Politikgeschichte ebenso darstellt wie Aspekte der Alltags-, Wirtschafts-, Gesellschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte Ost- und Westdeutschlands. Ein breitgefächertes Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm bietet gleichermaßen Information und Unterhaltung. In Ausstellungsgestaltung und Besucherorientierung wurden neue Wege gegangen, die richtungsweisend für historische Museen sein können.

Karen Pfundt: Die Gründung des Museums für Deutsche Geschichte in der DDR

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 23/94, S. 23–30

Im Februar 1950 – zu einem Zeitpunkt, als die DDR noch nicht einmal ein halbes Jahr bestand – beschloßen die Mitglieder des Politbüros der SED, ein Historisches Museum zu gründen, in dem sie ihre Deutung der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart präsentieren konnten. Die SED-Führung suchte die Mitarbeiter sorgfältig aus, da mehrere Vorgaben zu erfüllen waren: Marxistische Historiker sollten den ideologischen Führungsanspruch der Partei und bekannte nichtmarxistische Historiker das Ansehen des Museums gewährleisten. Ein weiteres Ziel war, am Museum einen marxistisch geprägten Historikernachwuchs auszubilden.

Die Ausstellungsvorbereitungen wurden von der SED bis in die Einzelheiten gesteuert und kontrolliert. Die meisten nichtmarxistischen Historiker verweigerten sich alsbald dem Ansinnen, das überkommene wissenschaftliche Geschichtsbild durch ein anderes zu ersetzen, und kündigten deshalb ihre Mitarbeit auf. Die marxistischen Historiker akzeptierten zwar den Erziehungsauftrag der Partei, unterwarfen ihre eigenen Vorstellungen von einer neuen Geschichtsbetrachtung aber oft nur unwillig der Zensur der Parteiführung.

Ab Juli 1952 wurde in den Räumen des Berliner Zeughauses Unter den Linden eine Ausstellung gezeigt, welche die tiefgreifende Umgestaltung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Strukturen rechtfertigen sollte. Angesichts des radikalen Bruchs mit der Vergangenheit bemühten die führenden Funktionäre der SED die Geschichte, um Kontinuität und damit Identität zu konstruieren.

Heiner Treinen: Ist Geschichte im Museum lehrbar?

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 23/94, S. 31-38

Historische Museen bedürfen neben ihrer unbestreitbaren Aufgabe der Sammlung und Aufbereitung national-kultureller objekthafter Symbole einer zusätzlichen Legitimierung, die ihren unmittelbaren Nutzen für die Öffentlichkeit deutlich werden läßt. Es liegt nahe, den Bildungsauftrag historischer Museen bis hin zu ihrer Kennzeichnung als „Lernort“ zu charakterisieren.

Evaluierungen lern- und bildungsbezogener Ausstellungen und Museumsabteilungen sowie Verhaltensuntersuchungen von Museumsbesuchern zeigen übereinstimmend, daß Strukturwissen über die jeweils behandelten Themenbereiche nicht innerhalb von Museen allein vermittelbar ist und daß selbst der Vermittlung spezifischer Geschichtskennntnisse durch Museen äußerst enge Grenzen gesetzt sind.

Wissenszuwächse über Museumsbesuche sind nur in solchen Fällen zu erwarten, in denen individuelles Strukturwissen schon vor dem Museumsbesuch vorhanden ist und ein zielgerichtetes, aktives Eigeninteresse für einen bestimmten der vielen Gegenstandsbereiche in historischen Museen vorliegt. Weitere unabdingbare Voraussetzungen für anhaltende Wirkungen sind gegenstandsbezogene Kommunikationsmuster vor und nach Museumsbesuchen.

Für den Großteil der Besucher historischer Museen treffen derartige Vorbedingungen nicht zu, vor allem für Besucher ohne Vorbereitung, Erstbesucher, Besucher ohne weiterführende Schulbildung, unfreiwillige Besucher und für Besucher ohne aktive Interessen. Sie alle benutzen das historische Museumswesen wie andere Massenmedien.

Jahresbände

Aus Politik und Zeitgeschichte

mit komplettem
Inhaltsverzeichnis



nur **25,- DM**
zuzügl. Versandkosten

Noch begrenzt vorrätig (Preise w. o.)
Jahrgang: 1992



Bundeszentrale
für politische
Bildung

Bestell- **Das Parlament**, Vertriebsabteilung
Adresse: Fleischstraße 62-65, 54290 Trier
Telefax (06 51) 46 04 - 153